

Nr. 5/6 Verlagsort Göttingen | August/September 1950 | Preis der Doppelnummer 0,70 DM / Jahrgang 1

Kurator Dr. h.c. Hoffmann:

Erhaltet die ostdeutsche Kultur!

Die größte Verantwortung ruht auf den Schulen

Die Zukunft der Bundesrepublik und damit ganz Deutschlands wird maßgeblich dadurch bestimmt, ob und wie es gelingt, di aus ihrer Heimat vertriebenen Deutschen zu gleichberechtigten Staatsbürgern zu machen. Dies ist nur zum Teil ein wirtschaftliches und soziales Problem, das vor allem in wirtschaftlicher Hinsicht selbst dann nicht von den einzelnen Ländern oder dem Bund gelöst werden könnte, wenn dies bis zur Grenze der Leistungsfähigkeit erstrebt würde. Die Hilfe des Auslandes bleibt hierfür erforderlich, auch wenn die deutsche Selbsthilfe jene Grenze erreicht hätte.

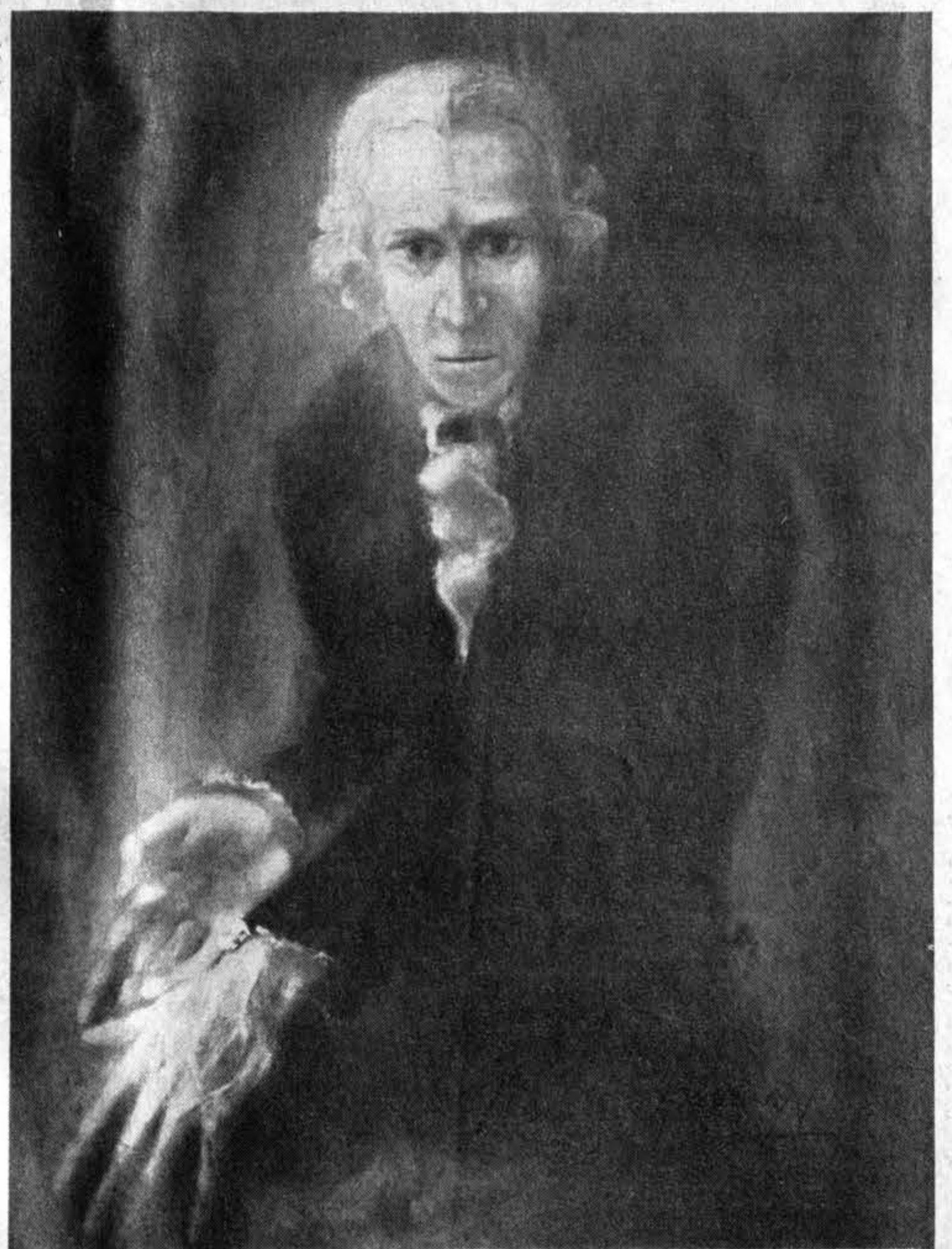
Die Folgen der Massenaustreibung haben aber auch ein anderes, ein kulturelles Gesicht. Die Konsequenz dieses Geschehens war und ist, daß damit gleichzeitig alles gefährdet wurde was ostdeutsches Geistesgut und ostdeutsche Geschichte bedeutet. Dabei ist zu beachten, daß es sich hierbei nicht nur um lieb gewordene Traditionswerte der aus ihrer Heimat vertriebenen Bevölkerung handelt, sondern um einen wesentlichen Bestandteil der deutschen und abendländischen Kultur überhaupt. Die Güter, die es für die Menschheit zu wahren gilt, schimmern in den großen Namen von Gelehrten und Künstlern auf, von denen hier nur einige wenige wahllos genannt seien: Kopernikus, Kant, Herder, Angelus Silesius, Gryphius, Jacob Böhme, Adalbert Stifter, Peter Parler, Philipp Otto Runge, Caspar David Freidrich, Eichendorff, Lovis Corinth. Diese Werte werden erkennbar in den herrlichen Bauten, vorwiegend der Gotik und des Barocks, den ausschließlich deutschen Städtegründungen, aber auch in den staatlichen und wirtschaftlichen Leistungen, ohne die Deutschland und Europa nicht denkbar sind.

Wie Krieg und Zusammenbruch furchtbare Verluste an Menschenleben und unendliche Zerstörungen verursacht haben, so haben sie auch Kunstwerke und wissenschaftliche Quellen vernichtet, deren Fehlen die Pflege deutschen Geistes sehr erschwert. Dies gilt im besonderem Maße für die heute unter fremder Verwaltung stehenden Ostgebiete, denn dort sind alle Wirkungsstätten vernichtet, seien es nun Hochschulen, Bibliotheken oder Archive, an denen abendländischer Geist in ostdeutscher Prägung gepflegt wurde. Für diese Verluste ist bisher kein ausreichender Ersatz geschaffen worden. Denn nur wenige haben sich der Sache aus der Sorge um dieses Gut und aus der Liebe zu den geistigen Werten ihrer Heimat angenommen. Das ist aber die Aufgabe, der sich „Der Göttinger Arbeitskreis" als erster und am wirksamsten zugewandt hat. Es zeigt sich aber mit zunehmender Deutlichkeit, daß dieses Mühen nur dann Erfolg haben kann, wenn es rasch zu allgemeiner Wirkung kommt. Denn grundsätzliche Kenntnisse über den deutschen Osten beruhen auf wenigen Persönlichkeiten, allzu häufig nur auf zwei Augen. Dieser geistige Besitz muß unwiderbringlich verloren gehen, wenn ihre Träger ihn nicht vor ihrem Tode weitergeben können.

Die größte Verantwortung hierfür ruht auf den Schulen, die der kommenden Generation die Grundlagen für die geistigen Güter und die Geschichte des gesamten Deutschlands und Abendlandes vermitteln sollen. Sie müssen also, um dieser Aufgabe gerecht zu werden, den Heimatgebieten der deutschen Vertriebenen den ihnen gebührenden Anteil einräumen. Es handelt sich hierbei nicht um ein Anliegen, das die Vertriebenen angeht, sondern um die Erhaltung der gesamten deutschen Kultur überhaupt. Diese Aufgabe mag bisher nicht immer erfüllbar gewesen sein, weil es an den erforderlichen wissenschaftlichen Unterlagen fehlte. In zunehmendem Maße wird dieser Mangel jedoch durch eine Schriftenreihe des Göttinger Arbeitskreises behoben, die ab September erscheint. In den Heften dieser Reihe, die in erster Linie für die Hand des Lehrers an den Schulen Westdeutschlands, sodann aber auch für die Kulturgruppen und den Veranstaltungsdienst der Vertriebenenorganisationen bestimmt sind, werden zunächst die grundlegenden historischen Tatsachen und Zusammenhänge für die einzelnen ostdeutschen Landschaften dargestellt, um dann auch Themen kultureller, geographischer oder wirtschaftlicher Art aufzugreifen. Hiermit setzt der Göttinger Arbeitskreis sein Bemühen auf diesem wichtigen Teilgebiet deutscher Kulturpflege fort.

Neben dieser Erhaltung der aus dem Osten stammenden deutschen Kultur in den Schulen darf aber ihre Wahrung nicht auf die Landsmannschaften der Heimatvertriebenen beschränkt bleiben, die in der Pflege heimischer Werte bisher schon ihre wichtigste Aufgabe sahen. Es wäre wünschenswert, daß alle — auch die „einheimischen" — kulturellen Vereinigungen und Institutionen mehr als bisher dem deutschen Osten Beachtung schenken. Sie könnten wie die Landsmannschaften durch ihr Wirken wesentlich dazu beitragen, die zunehmende Verschärfung sozialer und wirtschaftlicher Gegensätze zu mildern. Denn der Vertriebene gewann durch die Besinnung auf heimische Überlieferung das Gefühl wieder, daß er trotz des Verlustes aller Habe und aller heimischen Bindungen den Inhalt und Wert seiner deutschen Kultur und Geschichte mitgebracht hat, die gleichrangig neben denen seines gegenwärtigen Aufenthaltslandes stehen. Damit kehrte das Selbstbewußtsein zurück, das die seelische Voraussetzung für eine Einfügung in die neue Umgebung darstellt.

Ein neues Volk aus Vertriebenen und Binnendeutschen kann aber nur entstehen, wenn auch letztere ihre Kenntnisse über den deutschen Osten vertiefen und ihn, seine Geschichte und seine Kultur als Bestandteil Deutschlands und des europäischen Geistes wirklich erfassen.



Kant liest Moral / *von Heinz Sprenger zu einem Gedicht von Walter Scheffler.* Aufn.: Türck

Endkampf um Ostpreußen

General der Infanterie Friedrich Hoßbach: Die Schlacht um Ostpreußen. Die Kämpfe der deutschen 4. Armee in der Zeit vom 19. 7. 1944 bis 30. 1. 1945. Verlag Ed. Pipersche Buchdruckerei und Verlagsanstalt in Clausthal-Zellerfeld.

Wie von unerbittlichen Gewalten getrieben, tritt allmählich das Land Ostpreußen auf die Bühne jenes Krieges, der den Untergang Ostdeutschlands bedeutete. Bis in die Tage des unseligen Unternehmens von Kursk im Juli 1943 hinein, das den Rückzug der Heeresgruppen Mitte und Süd bedingte und das die Schlagkraft dieser Truppen für immer erlahmen ließ, ist das Schicksal Ostpreußens verwoben. Trotzdem gelang im Frühjahr 1944 noch einmal die Errichtung einer durchgehenden Abwehrfront im Osten. Noch einmal gelang es, die tödliche Gefahr von den deutschen Ostprovinzen abzuwenden, wenigstens für eine gewisse Zeit. Denn gerade die Heeresgruppe Mitte war der stärksten Einwirkung des feindlichen Angriffs ausgesetzt, dem sie schließlich doch erlag. Der Zusammenbruch dieser Front bedeutete die unmittelbare Einbeziehung Ostpreußens in die schweren Kämpfe um den deutschen Osten. Nunmehr tritt vor allem ein Verband innerhalb der Verteidigungslinie in den Vordergrund, das ist die 4. Armee, deren Führung seit dem 19. 7. 1944 dem General der Infanterie Friedrich Hoßbach übertragen war.

Diese 4. Armee war nach der Umgruppierung der Front dicht an die ostpreußische Grenze herangerückt. Ihre Stellungen zogen sich etwa 40 km nördlich von Ebenrode bis zu Nowogord am Narew hin in einer Breite von ungefähr 350 km. An Truppen standen 15 Divisionen zur Verfügung, von denen aber nur sieben eigentliche Kampfverbände waren. Reserven gab es nicht. Selbst für einen Stellungskrieg schienen diese Formationen zu geringwertig. Man mußte einer Verteidigung Ostpreußens mit großer Sorge entgegensehen. Der Angriff war auf die Rominter Heide in Richtung Königsberg zu erwarten. Am 16. Oktober setzte er ein. Das Kräfteverhältnis lag so, daß rund 40 russischen Divisionen etwa 11 deutsche entgegenstanden. Der Feind erreichte die Zerreißung der deutschen Front nicht. Mit größter Tapferkeit kämpften die zahlenmäßig dem Gegner weit unterlegenen deutschen Truppen, in großartiger Weise durch ihren Oberbefehlshaber von dem großen Ziel der Verteidigung des ruhmreichen preußischen Landes beseelt. Am 28. 10. 1944 gelang es, den feindlichen Angriff zum Stillstand zu bringen. Aber der Feind konnte die Front um 40 km zurückdrängen. Ostpreußen war zum Schlachtfeld geworden.

Neuer Stellungskrieg setzte ein, der aber für die Truppe keineswegs eine Ruhezeit bedeutete, zumal sie in schwersten Kämpfen erschöpft war. Es konnte auch unmöglich gelingen, die Verbände in einen Zustand zu bringen, der sie befähigte, den Erfordernissen einer erneut zu erwartenden großen Abwehrschlacht zu genügen. Hoffnungen auf Verstärkung der Ostpreußen-Front mußten seit der Ardennenoffensive Dez. 44 endgültig begraben werden. Als große Erschwerung der Operationen war die völlig ungeklärte Behandlung der ostpreußischen Bevölkerung anzusehen. Trotz aller Warnungen seitens der mililtärischen Führung wurde von den politischen Stellen hier keine oder eine zu späte Entscheidung getroffen. Den militärischen Befehlshabern waren die Mittel genommen, für die Rettung der Bevölkerung etwas zu tun. Immer mehr rückte die Verteidigung Ostpreußens in den Bereich der Aussichtslosigkeit.

Am 13. Januar 1945 setzte die neue russische Offensive ein. Es konnte kein Zweifel über deren Charakter bestehen; die entscheidendste Generaloffensive hatte begonnen. Die Schwierigkeiten der 4. Armee, die von der obersten Führung im Stich gelassen wurde, steigerten sich vor allem noch durch die ungenügend vorbereitete Kriegsführung im Winter und durch das ganz ungewöhnlich entwickelte russische Spionagesystem. Neben den militärischen

Verbänden war der ostpreußische Volkssturm tätig. Trotz der großen Opferbereitschaft, welche diese Formationen auszeichnete, konnten die Männer des Volkssturms keine Kampftruppe sein, sie leisteten aber im Stellungsbau Hervorragendes. Schwierig war die sonst gute Zusammenarbeit zwischen Heer und Volkssturm nur dann, wenn dessen Befehlshaber, der Gauleiter, die Kompetenzen überschritt.

Die Lage entwickelte sich bald zu einer verzweiflungsvollen, so daß die 4. Armee des Schicksals der 6. Armee bei Stalingrad gewärtig sein mußte. Innerhalb einer Woche war es der russischen Führung gelungen, die ostpreußische Abwehrfront zu durchbrechen. Ostpreußen und die zu seiner Verteidigung angetretenen Truppen waren in die größte Gefahr geraten.

Sehr bald erlagen die 2. Armee im Süden und die 3. Panzer-Armee im Norden dem feindlichen Ansturm. Für die 4. Armee näherte sich immer mehr die Gefahr, eingeschlossen zu werden. Nur der Durchbruch zur Weichsel konnte die Lösung bringen. Entgegen den Anweisungen Hitlers erzwang General H. am 26. 1. den Durchbruch im Abschnitt Wormditt—Liebstadt. Am 30. 1. wurde der 4. Armee der Befehl erteilt, zur Verteidigung überzugehen, General Hoßbach wurde seines Postens enthoben. Man hatte Hitler zugetragen, daß er mit der russischen Führung Verbindung angeknüpft habe. Eine irrsinnige Behauptung, denn die Russen kamen dieses Mal ja nicht wie 1812 als Bundesgenossen. Hoßbach konnte nicht wie York handeln, denn die politischen und militärischen Bedingungen waren 1945 ganz anders. Außerdem erschien es im Zeitalter der Sippenrache undurchführbar, die Bürde der Verantwortlichkeit in einer so schwer wiegenden Entscheidung auf jeden einzelnen zu übertragen. Die Truppen waren durch die Kriegführung Hitlers unfähig geworden, den Schutz des Vaterlandes auf sich zu nehmen. Es war nicht ihre Schuld, wenn sie der Übermacht des Feindes erlagen. Ihr Untergang bedeutete auch das Ende Ostpreußens.

Es ist von hoher Bedeutung, daß jetzt in diese tragischen Vorgänge, deren Verlauf in den obigen Zeilen nur flüchtig angedeutet werden konnten, ein volleres Licht fällt. Gewiß behandelt die Schrift des Generals Hoßbach nicht die ganze Entwicklung, aber der Ausschnitt, der hier in einer überaus eindrucksvollen Weise zur Darstellung gelangt, ist nicht nur von einem Fachmann ersten Ranges geschrieben, sondern die Stellung des Autors gibt die Gewähr, daß die Dinge in den großen Zusammenhang der wirksamen Kräfte, der militärischen wie der politischen, gestellt erscheinen. Nur wenig konnte freilich hier davon die Rede sein. Es ist daher nicht zuviel gesagt, wenn hier behauptet wird, daß dieses wichtige und erschütternde Dokument in die Hand eines jeden Ostpreußen gehört.

Prof. Götz v. Selle.

*

Frankreich erkennt Grenzen von 1937 an

Frankreich erkennt die Oder-Neiße-Linie nicht an, wie aus einer durch das französische Hochkommissariat abgegebenen Erklärung des französischen Außenministeriums hervorgeht. Die deutsche Souveränität, so heißt es darin, habe niemals aufgehört,

Ein offenes Wort an unsere Leser!

Wenn der Kurator der Universität Königsberg und Vorsitzende des Göttinger Arbeitskreises, Dr. h. c. Hoffmann, in eindringlichen Worten sich an die Öffentlichkeit mit der ernsten Mahnung wendet: „Erhaltet die ostdeutsche Kultur, pflegt das heimatliche Kulturgut!", dann sollte diese nirgends ungehört verhallen. Es gilt keine Zeit mehr zu verlieren, denn zu wenig ist bisher auf dem Gebiete der Pflege unserer Heimatkultur geschehen! Alle Einsichtigen werden wissen, daß die Erfüllung dieser großen Aufgabe nicht nur von gesamtdeutscher, sondern auch von europäischer Bedeutung ist. Überdies: gerät unsere ostdeutsche Kultur in Vergessenheit, verbauen wir uns selbst den Weg der Rückkehr in unsere angestammte Heimat!

Die Ostpreußen-Warte hat die Größe der Aufgabe klar erkannt und wird weiter unbeirrt in engster Zusammenarbeit mit den hervorragendsten Vertretern des ostpreußischen Kultur- und Geisteslebens, die heute schon in sehr großer Zahl an der Gestaltung unserer Zeitschrift mitarbeiten, das hohe Ziel verfolgen. — Gewiß, die ersten Monate des Bestehens brachten für die Ostpreußen-Warte mancherlei Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt. So mußte auch die vorliegende Ausgabe als Doppelnummer erscheinen, doch können wir unseren Lesern nunmehr mitteilen, daß in Zukunft die Warte pünktlich jeden Monat zwischen dem 15. und 20. herauskommen wird. Viele tausende Ostpreußen sind in den ersten Monaten zu treuen Freunden der Ostpreußen-Warte geworden, wir danken ihnen allen für das bisherige große Verständnis und die aufgebrachte Geduld! An alle Leser richten wir aber wiederum die herzliche Bitte: Werbt weiter unermüdlich für das große kulturelle Heimatblatt, unterstützt die Ostpreußen-Warte! **Elchland-Verlag**

Alle Stämme siedelten im Ostland

Von Paul Kluke

Vor 170 Jahren schrieb der berühmte Göttinger Gelehrte Lichtenberg an Immanuel Kant nach Königsberg:

„Man solle Patrioten und Philosophen nach Ostpreußen senden, so solle Asien wohl nicht über die Grenzen von Kurland vorrücken!"

Heute erhält die Forderung jenes genialen Mannes eine höchst aktulle Gegenwartsbedeutung, denn nicht auf dem Macht- und Revanchewege, sondern nur durch „Philosophen", d. h. im übertragenen Sinne durch Änderung der Herzen und Geister und damit durch Überwindung der poltischen Herrschaftssysteme der Gewaltanbetung ist eine Lösung zur Rückkehr in die Heimat möglich. Nur so wird — dessen sind wir uns gewiß — auch einst die so brennend erwartete Lösung erfolgen. Diktaturen dauern nicht ewig, ganz gleich, welchen Farbanstrich sie sich zugelegt haben, und: — „eine Grenze hat Tyrannenmacht."

Dem Zeugnis Lichtenbergs aus dem 18. Jahrhundert stellen wir eines aus neuester Zeit gegenüber: 1922 — in der Besatzungszeit des ersten Weltkrieges — hat die interalliierte Memelland-Kommission, bestehend aus einem Engländer, Franzosen und Italiener, in einem amtlichen Bericht bestätigt, daß z. B. das Memelland über ein halbes Jahrtausend zu Ostpreußen gehört hat. Wörtlich gab diese internationale Kommission folgendes Urteil ab:

„Die Ostgrenze des Memelgebietes, die frühere deutsch-russische Grenze (bis 1919) stellt eine wirkliche Scheidung ohne Übergang zwischen verschiedenen Zivilisationen dar. Mindestens ein Jahrhundert trennt sie voneinander. Es ist eine richtige Grenze zwischen West und Ost, zwischen Europa und Asien!"

Wohlgemerkt: Das stellten nicht etwa voreingenommene Deutsche, sondern trotz der propagandistischen Einflüsse und psychologischen Auswirkungen des ersten Weltkrieges objektive Ausländer fest. Für den Kundigen stand ohnehin die Tatsache des 700jährigen Deutschtums dieses Grenzgebietes ganz außer Zweifel. Angehörige aller Stämme hatten seit 1200 an der Christianisierung und Kolonisierung dieses Landes mitgewirkt, wie die nachfolgende geschichtliche Übersicht eindeutig beweist.

1202 wird Riga gegründet als Tochterstadt von Hamburg und Segeberg in Holstein, 1237 Elbing als Tochterstadt von Lübeck, 1250 Braunsberg, 1252 Memel, als Tochterstadt von Dortmund, 1255 Königsberg als Tochterstadt von Lübeck und Prag. Flamen und Holländer gründeten 1297 im ostpreußischen „Oberland" die Stadt Pr.-Holland, im Ermland Wormditt. Brandenburger gründeten 1239 und 1266 Balga und Brandenburg am Frischen Haff. Sudetendeutsche siedelten um Labiau (1258) und Tapiau. Niedersachsen erbauten 1312 Kreuzburg, 1313 Friedland, 1325 Barten, 1329 Rastenburg, 1332 Bartenstein, 1335 Landsberg, 1336 Pr.-Eylau, Wehlau und Insterburg. Rheinländer gründeten 1241 Rössel und Köllen. Franken, Thüringer und Schweizer saßen in Frankenau bei Rössel und in den Siedlungen rund um Mauer- und Spirdingsee, schufen Sensburg und Nikolaiken, Lötzen 1348 und Lyck 1398. Thüringer und Obersachsen gründeten 1270 Osterode und bald danach Tannenberg, Hohenstein, Mühlhausen, Saalfeld und Mohrungen und 1376 Neidenburg. Schlesier gründeten 1241 — im Jahre der großen Hunnenschlacht auf der Walstatt bei Liegnitz—Heilsberg, das „ostpreußische Rothenburg", als Tochterstadt von Neiße und Görlitz. Schlesier, die ihren Siedlernachwuchs wiederum aus Franken erhalten hatten, gründeten 1335 Allenstein, 1350 Ortelsburg, 1395 Bischofsburg. Salzburger bauten 1732 Insterburg und Gumbinnen wieder neu auf und schufen in dem durch die Pest entvölkerten Nordostpreußen wieder blühendes Bauernland. Mennoniten aus Flandern und Holland deichten die Weichsel- und Nogatniederungen ein. Rheinpfälzer siedelten bei Marienwerder und sprachen noch 1945 dort ihre unverfälschte Mundart.

Wir sehen: Angehörige aller deutschen Stämme haben das Ordensland besiedelt, als vor 700 Jahren die flämischen Ritter und Bauernsöhne sangen: „Nach Ostland wollen wir reiten!" Beste Blutströme Deutschlands vereinigten sich hier im Osten zu einem neuen tatkräftigen Grenz- und Bauernvolk voller Energie und Initiative. Denn diese nachgeborenen landlosen Bauernsöhne aus Salzburg, Schwaben, Bayern, Franken, Rheinpfalz, Niederrhein, Holland, Thüringen, Hessen, Nieder- und Obersachsen und Schlesien und mit ihnen die Handwerker, Kaufleute und Ritter hatten ihre eigene Heimat als ein Land der Existenzenge verlassen, um im Ostlande der Weiträumigkeit, im Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen, unbeengt und großzügig arbeiten und aufbauen zu können.

So wurde die Bevölkerung des Ostens eine gute Blutmischung aus den tatkräftigsten, unternehmungslustigsten und wagemutigsten Söhnen aus sämtlichen deutschen Räumen, und mancher Heimatvertriebene, den heute sein Schicksal nach Bayern, Schwaben, Franken oder Sachsen verschlagen hat, ist in Wahrheit in das Land seiner Vorväter zurückgekommen, vielleicht sogar in dasselbe Haus seiner Ahnen, auch wenn es heute sein Wohnungsgeber aus verständlicher Geschichtsunkenntnis nicht wahrhaben will und seinen Heimatvertriebenen einen „Fremden" oder sogar — was noch schlimmer sein soll — einen „Preußen" heißt, obwohl dieser Preuße nicht seine „Bluatschand", sondern nach der Wahrheit der Kolonisationsgeschichte sein tatsächlicher „Butsvetter" ist.

Ostpreußen-Warte

Elchland-Verlag, Göttingen, Obere Karspüle 39, Postfach 522, Postscheckkonto Hannover 25 991, H. K. Wander, Göttingen, Fernruf 3907.

Herausgeber u. verantwortl. Hauptschriftleiter **Hellmuth Kurt Wander.**

Die Ostpreußen-Warte erscheint monatl. einmal. Einzelnummer 35 Pfg., vierteljährlich 1.05 DM. Bestellungen: bei jeder Postanstalt oder beim Verlag. Anzeigenverwaltung: Göttingen, Obere Karspüle 39. Anzeigenpreis für die 46 mm breite Millimeterzeile 30 Pfg., für Familienanzeigen 20 Pfg. — Bei Nichtbelieferung ohne Verschulden des Verlages in Fällen höherer Gewalt kein Entschädigungsanspruch.

Druck: Bohrßen & Co., GmbH., Göttingen.

Also sprach Kant / *Von Dr. MAX KOBBERT*

In der Nacht waren die Bomben herniedergerauscht, hatten Tod und Verderben gespien. Noch lagerten dicke Rauchschwaden über der aus tausend Wunden blutenden Stadt, schlugen allenthalben Flammen empor, stürzte krachend Gemäuer, als ich mir, fern aller Neugier, durch das Hasten einer kopflosen Menge den Weg zum altehrwürdigen Dom bahnte.

Das Grauen grinste aus geweihter Stätte, hockte in den Trümmerstätten ringsum, des Wahnsinns ungeheuerliches Ausmaß redete seine nur zu eindringliche Sprache. Eine Blasphemie ohnegleichen!

Doch inmitten aller Zerstörung ragten unversehrt die 14 Porphyrsäulen der Stoa Kantiana, gleich einem aufrüttelnden Menetekel. Unbeschädigt der Sarkophag, das ihn umschließende Gitterwerk. Ein seltsam Wunder, als habe eine machtvoll schützende Hand dem Unheil wehrend hier Halt geboten.

Heute ist das Gitterwerk Berichten zufolge von Frevlerhand ruchlos herausgerissen, der Sarkophag selbst gewaltsam erbrochen, Kants letzte Ruhestätte geschändet.

Mit Recht erhebt sich eine wilde Anklage gegen solch empörende Barbarei, zuckt wühlender Schmerz auf, daß es dem großen Einsamen auch hier wieder nicht vergönnt sein sollte, nach begnadeter Pilgerfahrt auszuruhen. Pietät zerschellte an gierigem Untermenschentum, das irdische Schätze zu raffen hoffte, bar jeglichen Wissens um den unvergänglichen Schatz stolzen Geistesgutes, den der größte Sohn Ostpreußens uns für alle Zeit hinterließ.

So erfüllte sich an ihm selbst die Wahrheit seiner eigenen Worte: „Der Krieg ist nur das traurige Notmittel im Naturzustande, der Quell aller Übel und Verderbnis." — „Der Krieg ist der Zerstörer alles Guten, das größte Hindernis alles Moralischen."

Nicht ohne besonderen Grund widmete er deshalb dem Gedanken an einen, ewigen Frieden' seine diesbezügliche Abhandlung. „Die moralische praktische Vernunft in uns spricht ihr unwiderrufliches Veto aus: Es soll kein Krieg sein, weder der, welcher zwischen mir und dir im Naturzustande noch zwischen uns als Staaten. Denn das ist nicht die Art, wie jedermann sein Recht suchen soll." — „Der ewige Friede ist keine leere Idee, sondern eine Aufgabe, die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näher kommt."

Um dies Ziel zu erreichen, fordert er nachdrücklichst Selbstprüfung, Selbsterkenntnis und Besserung des Herzens. „Es bedarf keiner Philosophie, um zu wissen, was man zu tun habe, um ehrlich und gut, ja sogar weise zu sein und tugendhaft." — „Die größte Angelegenheit des Menschen ist zu wissen, wie er seine Stelle in der Schöpfung gehörig erfülle und recht verstehe, was man sein muß, um ein Mensch zu sein." — „Die moralische Selbsterkenntnis, die in die schwerer zu ergründenden Tiefen des Herzens zu dringen verlangt, ist aller menschlicher Weisheit Anfang. Erkenne, erforsche, ergründe dich selbst, nicht nach deiner physischen Vollkommenheit, sondern nach der moralischen, ob die Quelle deiner Handlungen lauter oder unlauter." — „Der Mensch kann nicht hoffen, glücklich zu werden, wenn er nicht ein besserer Mensch wird." — „Wenn das moralische Gesetz gebietet, wir sollen jetzt bessere Menschen werden, so folgt unumgänglich, wir müssen es auch können. Dem kategorischen Gebot der Sittlichkeit Genüge zu leisten, ist in jedes Gewalt zu aller Zeit."

Kernworte des großen Philosophen, die in den mannigfachen Wirrnissen unserer Zeit mehr denn je Geltung haben, richtungweisend und voll ernsten Mahnens zugleich, so dornenreich, der Weg bis zur Verwirklichung auch sein mag. „Um ein nicht bloß gesetzlich, sondern moralisch-guter Mensch zu werden, genügt nicht allmählich Reform, sondern nur eine Revolution in der Gesinnung im Menschen. Er kann ein neuer Mensch nur durch eine Art von Wiedergeburt werden, gleich als durch eine neue Schöpfung und Änderung des Herzens."

Ein Blick auf die Umwelt wie die jüngste Vergangenheit freilich zeigt nur zu deutlich, wie weit die Menschheit noch von diesem Ideal entfernt ist. „Solange Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eiteln und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden und so die langsame Bemühung der inneren Bildung der Denkungsart ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, ihnen selbst auch alle Unterstützung in dieser Absicht entziehen, ist nichts von dieser Art zu erwarten. Alles Gute aber, das nicht auf moralisch-gute Gesinnung gepfropft ist, ist nichts als lauter Schein und schimmerndes Elend."

Welchen Gedanken würde Kant wohl Raum gegeben haben, hätte er das Schicksal der ungezählten Heimatvertriebenen unserer Tage miterleben dürfen? Zwar prägte sein frommer Sinn einst die ergreifenden Worte: „Wir finden die Wege der Vorsehung allemal weise und anbetungswürdig in den Stücken, wo wir sie einigermaßen einsehen können. Sollten sie es da nicht noch viel mehr sein, wo wir es nicht können?" — „Es ist aber von der größten Wichtigkeit, mit der Vorsehung zufrieden zu sein, wenn sie uns auch auf unserer Erdenwelt eine so mühsame Bahn vorgezeichnet hat." — „Für die lernende Seele hat das Leben auch in seinen dunkelsten Stunden einen unendlichen Wert."

Aber bei aller Ergebenheit in den Willen der Vorsehung wird der Notschrei der Millionen 'gebt uns unsere Heimat wieder!' nie verstummen, wird diese Forderung aller derer, die durch Not und Entbehrung, Elend und Demütigung gehen mußten und noch gehen, bestehen bleiben, das himmelschreiende Unrecht aus der Welt zu schaffen. Hier gilt ein anderes Wort Kants: „Werdet nicht der Menschen Knechte! Laßt euer Recht nicht ungeahndet von anderen mit Füßen treten! Wer sich unter seinesgleichen zum Wurm macht, da ihn doch Gott zum Menschen schuf, muß sich nicht wundern, wenn man ihn nachher als Wurm behandelt und unter die Füße tritt."

Den Knoten zu entwirren, den Gewalt und Unverstand schürzten, kann nicht unsere Sache sein, aber an den endgültigen Sieg der Vernunft über brutale Unvernunft zu glauben, ist unser aller Hoffnung. Millionen hält dieser unerschütterliche Glaube, diese unbeugsame Zuversicht aufrecht. Sie blicken mit sehnsuchtserfüllten, heißen Herzen auf alle die, in deren verantwortungsbeladenen Hände die Entscheidungen gegeben sind. „Wenn die Gerechtigkeit untergeht, hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben." — „Die wahre Politik kann keinen Schritt tun, ohne vorher der Moral gehuldigt zu haben, und obgleich Politik für sich selbst eine schwere Kunst ist, so ist doch Vereinigung derselben mit der Moral gar keine Kunst. Denn diese haut den Knoten entzwei, den jene nicht aufzulösen vermag, sobald beide einander widerstreiten. Das Recht der Menschen muß heilig gehalten werden, mag es auch der herrschenden Gewalt noch so große Aufopferung kosten. Man kann hier nicht halbieren und das Mittelding zwischen Recht und Nutzen aussinnen, sondern alle Politik muß ihre Knie vor dem ersteren beugen."

Das Schicksal reitet. — und wir reiten mit!

„Kant liest Moral"

Von Walter Scheffler

(Zu dem Bildnis von Sprenger auf der ersten Seite.)

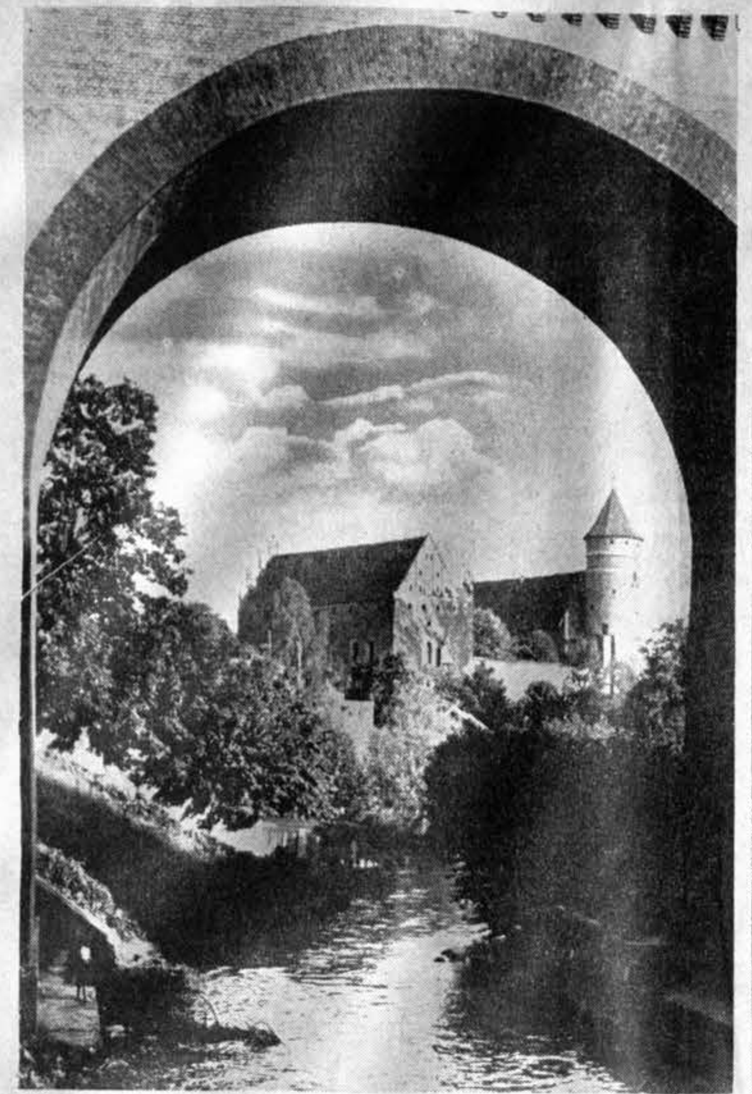
Saatdurst'ger Hirne Schar vor Kant am Pult —:
Das weiße Wölkchenkräuseln der Perücke
schwingt über Stirn und Ätherblau der Blicke
wie über reichen Frühlingshimmels Huld.

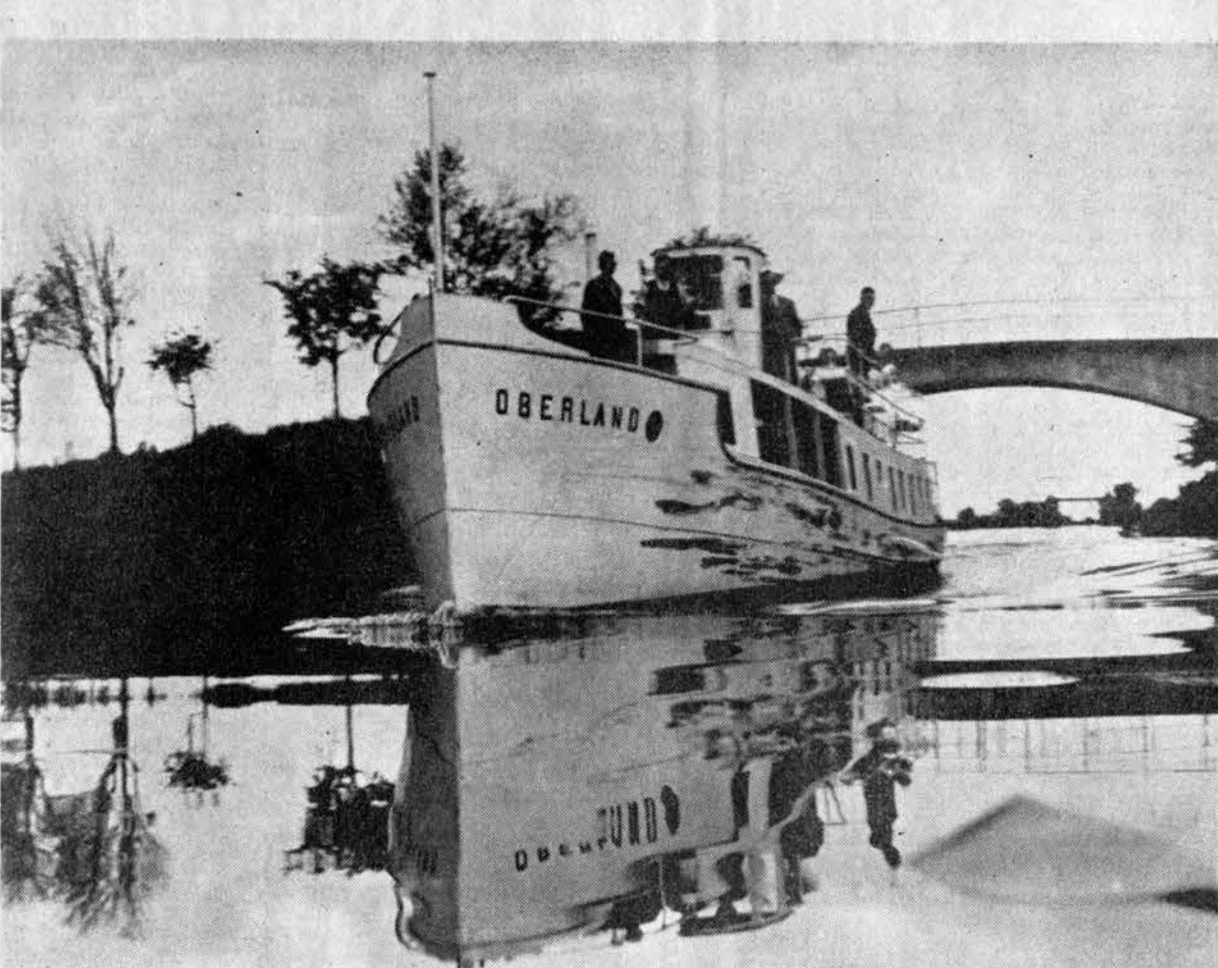
Kant liest Moral —: Gefühl von tiefer Schuld
zertrümmert hart zum höchsten Gut die Brücke. —
Sie baut sich neu! — In freien Willens Glücke
baut sie der Mensch sich, nicht mehr eingelullt

von Traum und Zweifeln an des Menschseins Sinn.
„Du kannst, du sollst! Gott wartet dein, klimm hin!
Tu gut, um gut zu sein und nicht um Lohn!"

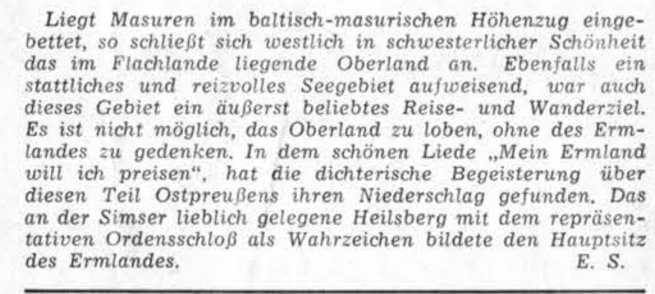
„Sei gut aus Stolz, du Mensch, der Schöpfung Kron'!"
— Die Hörer glühn — in Herz und Hirnen schwillt
die Saat zum gottgewollten Menschenbild.

Vom Oberland zum Ermland



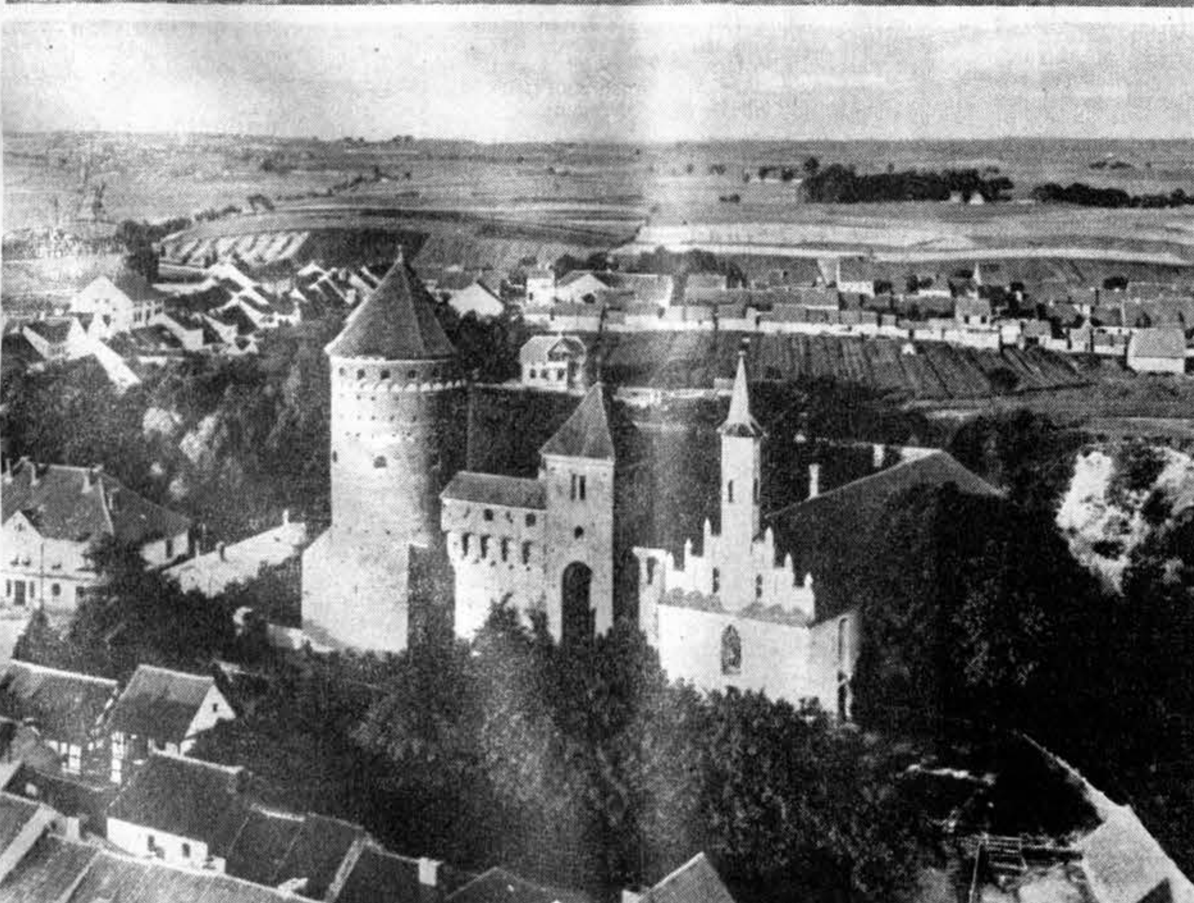






Liegt Masuren im baltisch-masurischen Höhenzug eingebettet, so schließt sich westlich in schwesterlicher Schönheit das im Flachlande liegende Oberland an. Ebenfalls ein stattliches und reizvolles Seegebiet aufweisend, war auch dieses Gebiet ein äußerst beliebtes Reise- und Wanderziel. Es ist nicht möglich, das Oberland zu loben, ohne des Ermlandes zu gedenken. In dem schönen Liede „Mein Ermland will ich preisen", hat die dichterische Begeisterung über diesen Teil Ostpreußens ihren Niederschlag gefunden. Das an der Simser lieblich gelegene Heilsberg mit dem repräsentativen Ordensschloß als Wahrzeichen bildete den Hauptsitz des Ermlandes. *E. S.*

Bild oben links: Blick auf das Schloß von Allenstein, der Hauptstadt des Ermlandes. Rechts: Am Oberland-Kanal. Mitte: Osterode, Blick ins Oberland. Rechts: Heilsberg, Langgasse. Unten: Burg Rössel. — Die Aufnahmen wurden zur Verfügung gestellt von GWD Foto-Kunst, Schloß Holte i. W. Sie gehören zu der Bilderreihe: „Fotos Ost- und Westpreußischer Landschafts- und Städtebilder"





CARLA v. BASSEWITZ:

Jn meines Vaters Garten . . .

„— — In meines Vaters Garten, da stehn zwei Bäumelein, das eine, das trägt Muskaten, das andere Nägelein —“

— — so sangen bei uns im Osten die Mädchen Sonntag nachmittags auf der sommerlichen Dorfstraße. Da versuchten um diese Zeit die Hähnchen unter den Scharen herumschwirrender Keuchel ein schüchternes Krähen, und der Wind wirbelte die scharf duftenden Lindenblüten vom alten Park her durch die Luft. Arm in Arm schlenderten sie in ihren fröhlichen bunten Kleidern an den Vorgärtchen ihrer elterlichen Häuser entlang. Es ging zum Schwimmen in der strudelnden Flut des Pregels, wo an der Fähre im Uferschilf Hochbetrieb war, oder auf die Wiesen langs dem Erlenbruch, wo die Jungens sich dann zu ihnen fanden, wo die Frösche in allen Tonarten sangen, der Kuckuck rief und die schwarzbunten Leiber der Kühe aus den Weidegärten in der Sonne herüberglänzten.

Wer kennt nicht noch den eigenen Zauber unserer ostpreußischen Dörfer in den breiten grünen Flußtälern an einem Sommersonntag!

Meist lagen sie am Ausgang des Wirtschaftshofes, die eine Straßenseite bildete der waldartig gehaltene, schattige Gutspark. Mächtige Ahorn, Eichen und Linden streckten schützend ihre Arme über den dicken Stamm der „Plumpe“ aus, deren Schwengelschlagen sich in ihr Rauschen mischte.

Auf der anderen Straßenseite stand die Reihe der weißgekalkten niedrigen Häuser — — — einfach, wie man baute in einem Grenzland, das die Kriege aller Jahrhunderte über sich hatte ergehen lassen müssen, und nicht so sehr auf Luft und Licht bedacht, als auf Abwehr der kalten Witterung und der Winterstürme, die durch alle Ritzen krochen. Hinter den kleinen Doppelfenstern Geranien, „Fleißige Lieschen“, Pantoffelblumen und Primeln — — — davor das sorgsam eingezäunte Vorgärtchen, das den Charakter der Hausbewohner wiederspiegelte.

Nämlich — die Zaunchen sind im Osten das Eigentum des Landarbeiters, er macht sie selbst und nimmt sie mit, wenn er die Wohnung wechselt. Nirgends fände er eins vor, wenn er einzieht!

Da gab es geflochtene Weidenzäunchen aus kunstvoll schräggekreuzten Ruten, behauene Dreikantpfähle aus der Gutsstellmacherei mit glattem Maschendraht benagelt, runde Stangen „dicht bei dicht“ gesetzt und mit Querlatten verbunden. Sehr genau war an der aufgebrachten Sorgfalt zu erkennen, ob etwa ein Opa im Hause war, der solche „Kniewelei“ und „Pinkserei“ für Sohn oder Tochter übernahm und das sorgsam Gepflanzte vor dem herumstreunenden Federvieh mit seinen Keucheln bewahrte.

Sonntags saßen die Alten in blütenweißen Hemdsärmeln, aber immer mit Weste an — die Omas in schwarzer Schürze daneben — auf den Bänken vor den Häusern, rauchten ihre „Pip“ und betrachteten ihr Werk — unbeschädigt sprießendes Pfefferkraut, Majoran, Pfeffermünz, Petersilie und Blumen. Das eigentliche Wintergemüseland lag hinter den Häusern nach den Pregelwiesen zu.

Da lehnten sich die mächtigen Helianthus mit den gefüllten gelben Blüten an die Pfosten, (sie überwucherten alles, wenn man nicht aufpaßte!) Der Sonnenglanz hatte Mullsäckchen um die größten Blüten, damit die Vögel die Samen nicht vorzeitig auspickten — die wundervollen weißen Phlox mit rotem Auge schwankten im Wind wie eine rosige Woge, dazwischen ein paar dunklere Töne, die Oma mitgebracht hatte, wenn sie im Gutsgarten helfen ging. Die noch grünen Herbstastern und Chrysanthemenkegelchen ließen auf die kommende Herbstpracht schließen. In dicken Halskrausen glänzend dunkelgrünen Blattwerks saßen die flammendroten, gewichtigen Feuerlilien so recht „dickbramsig“ mitten in der Gegend!

Und nun die Sommerblumen — nur einjährig und doch so unendlich lieblich, genau wie schon zu Omas Zeiten sorgfältig zwischen den nützlichen Küchenkräutern ausgesät — teilweise auch als runder Kringel in der Mitte und alles, was rankte, am Zaunchen entlang.

Da waren die äußerlich unscheinbaren, aber herrlich duftenden Reseden — die ersten weißen und violetten Sommerastern, die gerade ihre Knospen öffneten, Löwenmäulchen auf zierlich wippenden Stengeln. Und dann die Kapuzinerkresse in ihren vielen leuchtend hellroten, orangefarbenen und gelben Tönen, die „Kik-öwern-Tuun“ genannt wurde, weil sie überall hinaufklettert, wohin ihre feinen Greifer reichen — und dann fröhlich wie ihr Name „über den Zaun“ guckt — immer nach der Sonne.

Einige Apfel- und Spillenbäumchen beschatten alles dies — nicht viele, denn das Winterobst kaufte man besser beim „Philipponen“ Charlakowski, der jeden Herbst aus der alten weißrussischen Kolonie Alt-Ukta in Masuren kam und den Obstgarten des Gutes pachtete.

Wenn die Väter vom Futtern kamen — das Vieh will ja auch sonntags fressen — trat dann wohl die Mutter aus der Tür und rief in der Richtung des verhallenden Gesanges die Kleinen mit ihren Kosenamen: „Muuke — Schipke — — — Duwke!“ und die großen Töchter: „Johanne — Lieske — Tilla — melken kommen — ich muß noch alles Brot besorgen zum Abend!“

Dann wurde die Schürze über das Sonntagskleid gezogen und die guten Schuhe mit den Schlorren vertauscht. Zum Klirren der Melkeimer in Richtung des Weidegartens erklang jetzt ein anderer Vers:

„— — — in meines Vaters Garten, da steht ein weißes Haus — — dadrinnen, da wohnt Feinsliebelein und schaut zum Fenster hinaus. Ich bot ihr „Guten Morgen“ — — ei wie gefiel ihr das? Sie tät mich herzlich grüßen — die Augen wurden ihr naß.“

Warum Feinsliebchen damals traurig war, erfuhren wir nicht, oder wir haben es auch vielleicht über all dem schweren Erleben vergessen, wie so manches andere Volkslied, das wir damals sangen.

Aber warum Euch und uns jetzt „die Augen naß“ werden, — Lieske — Muske — Johanne — wenn wir an Arbeit und Sonntag in unsern heimatlichen Dörfern denken, wo jeder von uns sein Gärtchen hatte — ob prächtig oder bescheiden aber alle gleich geliebt — das wissen wir genau!

Aus Eures Vater Garten seid Ihr verjagt, er ist zerstampft vom Kriege, und solche Stauden, wie dort jedes Jahr treulich wieder blühten, brauchen lange Zeit, bis sie im fremden Lande Wurzel schlagen.

Aber die Sommerblume eines tätigen und fröhlichen Geistes — die wächst schnell. Die sät aus, wo immer ihr Boden zu bearbeiten findet — — und vergeßt auch nicht die strahlenden Freudenfarben der „Kiek-öwern-Tuun“, über den Zaun der Mühsal und Widerstände nämlich, der vor Euch steht, hinter dem aber einmal doch die liebe Sonne zu sehen sein wird.

Und eines Tages wird auch das Unvergängliche in uns wieder irgendwo festwurzeln — der Blütenstrauch unserer Herzensfähigkeiten, den wir mitbrachten aus Deines und „meines Vaters Garten“ zuhaus . . . . .

Eine Bitte an unsere Leser!

Die Nummer 1 (April-Ausgabe) der Ostpreußen - Warte ist beim Verlag restlos vergriffen. Da zahlreiche Leser noch nicht im Besitze dieser Ausgabe sind, bitten wir alle diejenigen Leser, die über überzählige Exemplare der April-Ausgabe verfügen, uns diese zu überlassen. Unkosten werden zurückerstattet.

ELCHLAND-VERLAG.

Ostpreußen-Schach

Von Altmeister G. Ahues

Aus der Norddeutschen Meisterschaft

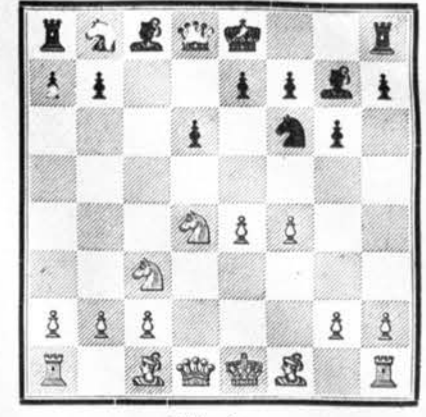
Der in Elbing geborene Wittenberg war schon früher in Ostpreußen als starker Spieler bekannt. Seit seiner Umsiedlung nach Kiel hat er seine Spielstärke bedeutend verbessert, und er nimmt heute an Meisterturnieren teil. Seinen größten Erfolg in der letzten Zeit holte er er sich in der Norddeutschen Meisterschaft, wo er mit Pfeiffer mit je 3½ Punkten zur Teilung des dritten und vierten Platzes gelangte.. In der folgenden Partie erlitt er das Mißgeschick, gegen den starken Rellstab durch einen Eröffnungsfehler zu verlieren.

Sizilianische Eröffnung

Weiß: Rellstab, Schwarz: Wittenberg

1. e2—e4, c7—c5; 2. Sg1—f3, d7—d6; 3. d2—d4, Sg8—f6; 4. Sb1—c3, c5×d4; 5. Sf3×d4, g7—g6; 6. f2—f4 . . . Sieht voreilig aus, ist aber schon oft versucht worden und bisher nicht widerlegt . . . Lf8—g7. Eine verhängnisvolle Ungenauigkeit, wie sich sofort herausstellt. Richtig war Sbd7

Rellstab



Wittenberg

7. e4—e5! . . . Treibt den Springer auf sein Ausgangsfeld zurück, denn auf de5: 8. fe5: Sfd7 wäre e6 peinlich und auf Sg4 würde folgen 9. Lb5+Kf8; 10. Se6+ mit Damengewinn 7 . . . Sf6—g8, 8 Lf1—b5+Ke8—f8. Falls Ld7, so e6, 9. 0—0, d6—d5; 10 Lc1—e3 . . . Weiß hat eine überlegene Stellung; 10 . . . a7—a6; 11. Lb5—e2, e7—e6; 12. Sc3—e4! . . . Ein hübscher Zug; S12 . . . Sb8—c6. Nicht de4: wegen Se6+; 13. Sd4×c6, b7×c6; 14. Le3—c5+Sg8—e7; 15. Se4—f6 . . . Stark, die feindlichen Streitkräfte können sich kaum rühren. 15 . . . h7—h5; 16. Dd1—d4 . . . Droht mit Lb6 die Dame zu erobern; 16 . . . Ta8—b8; 17. b2—b4 . . . Es wird immer enger im schwarzen Lager. 17 . . . Lg7—h6; 18. Lc5—d6 . . . Sicherlich stärker als der Qualitätsgewinn durch La7 Tb7; 19. La6: Tb4: usw. 18 . . . Dd8—b6. Die letzte Chance, da auf Ta8 die schwarze Stellung durch Dc5 noch mehr festgelegt werden würde. 19. Dd4—c5 . . . Erzwingt die Öffnung der b-Linie mit Eingreifen eines Turms. 19 . . . Db6×c5; 20. b4×c5, Tb8—a8; 21. Ta1—b1, Ta8—a7; 22. Tb1—b6, Kf8—g7. Endlich etwas Luft, aber nicht ohne Unkosten. 23. Ld6×e7, Ta7×e7; 24. g2—g3, Te7—b7; 25. Tf1—b1, Tb7×b6; 26. Tb1×b6, h5—h4; 27. Tb6×c6, h4×g3; 28. h2×g3, g6—g5. Verzweifeltes Gegenspiel. 29. Le2—d3, Th8—d8. Der Bauer auf f4 ist wegen Sh5+ nicht zu erobern. 30. Tc6—c7, g5×f4; 31. g3×f4, Kg7—f8; 32. Sf6—h5, Lc8—d7; 33. Ld3×a6, Ld7—e8. Und Weiß siegte durch sein Übergewicht im 37. Zuge.

Die Seelenpappel / Von Walter Rievers

Am Ausgang unseres ostpreußischen Gutes, seitlich des Weges, der am Dorfteich vorbei nach dem Gutsfriedhof führte, da stand sie — die alte Pyramiden-Pappel.

Ihre schlanken Zweige mit vielfach schon verdorrten Spitzen streckten sich gleich flehenden Armen zum Himmel empor. Leise raschelten die zitternden Blätter beim geringsten Windhauch als schüttele sich der hochragende Baum in furchtsamem Erschauern.

Mit dieser Pappel hatte es eine besondere Bewandtnis.

Sie genoß damals gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Volksglauben scheue Verehrung. Immer lehnte ein Bund Stroh an ihrem rissigen Stamm, auf das sich aber niemand setzte — auch wir Kinder nicht, wenn wir uns nach fröhlichem Baden im Teich auf der Wiese tummelten, obgleich die Versuchung lockte, mit kühnem Sprung kopfüber in das weiche Stroh zu tauchen.

Nein — das taten wir nicht.

Kindermädchen und alte Leute des Gutes hatten uns Kindern, die wir mit klopfendem Herzen zuhörten, wenn mit der Abenddämmerung die Märchenstunde gekommen war, vom Geheimnis der alten Pappel und des unter ihr liegenden Strohbündels erzählt.

An dieser Pappel nämlich, so glaubte man, kletterten die Seelen der Verstorbenen empor, um von ihrer Spitze den Flug in den Himmel zu beginnen. Und zwar geschah das in dem Augenblick, in dem der Leichenzug auf dem Wege zum Friedhof den Baum passierte. Auf dem Stroh sollte sich die Seele vor ihrem wahrscheinlich langen Fluge zur Ewigkeit ausruhen und Kräfte sammeln können. Und wenn die Seele auf einem Urlaub vom Himmel wieder einmal zur Erde zurückkehrte, um die Stätten ihrer früheren Erdenwanderug und die Zurückgebliebenen zu besuchen — woran man nicht zweifelte -- bot ihr das Strohbündel wiederum eine zum Ausruhen sicher willkommene Gelegenheit.

Drum war dieses Plätzchen geheiligt, es mußte vor profaner Benutzung bewahrt werden. Jung und alt fand das selbtverständlich. Denn wie leicht könhte solch ein müdes Seelchen, das gerade der Ruhe pflegte, grausam gestört werden, wenn Kinder auf dem Stroh tollten oder Erwachsene sich auf ihm zu einem Schläfchen niederließen.

Wir Kinder gingen immer mit gruselnder Scheu an dieser Pappel vorüber — aber auch mit brennender Neugier. Zu gern hätten wir doch mal so eine Seele gesehen, wenn sie die Himmelsreise antrat. Ihre Unsichtbarkeit war uns kein Begriff, wir stellten sie uns sichtbar und irgendwie körperlich vor. Und diese Neugier war so mächtig, daß sie die furchtsame Scheu vor der Seelenpappel schließlich verdrängte, sie trieb uns bei jedem Begräbnis in die Nähe des Baumes. In einem neben ihm stehenden dichten Gebüsch von Jasmin versteckten wir uns und sahen voller Spannung dem herannahenden Leichenzug entgegen. Wir paßten haarscharf auf, wenn er in die Höhe der Pappel kam, denn das sollte ja der Moment sein, in dem die Seele zum Startplatz sprang. Unser Späherdienst war genau eingeteilt: mein älterer Bruder beobachtete den Baum, während ich den Trauerzug im Auge behielt. So konnte uns nichts entgehen.

Doch immer wieder wurden wir enttäuscht, die erhoffte Sensation blieb aus — niemals ließ sich eine Seele sehen.

Da starb unser alter Schäfer. Wir trauerten aufrichtig um ihn, er hatte uns immer so viele interessante und spannende Geschichten erzählt, von Hexen und Zwergen, von Wichtelmännchen und Irrlichtern, die den nächtlichen Wanderer in das Moor zu locken versuchten. Und auch von der Seelenpappel. Steif und fest behauptete er, man könne die Seele sehen, wenn sie empor klettere, man müsse nur ein Auge dafür haben und mit dem Verstorbenen gut Freund gewesen sein. Nun, mit ihm waren wir das wahrlich immer gewesen. Eine neue Hoffnung dämmerte in uns auf.

Alt war der Schäfer eigentlich noch nicht, nur für unsere kindlichen Begriffe war er es. Er hatte noch volles brandrotes Haar und einen langwallenden Vollbart von gleicher Farbe. Aus ihm flocht er zuweilen zwei lange Zöpfe, die wir dann staunend bewunderten.

Nun war er tot.

Seine Beerdigung konnten wir kaum erwarten, und an diesem Tage lagen wir natürlich wieder in unserm Versteck unter dem duftenden Jasmin. Wie zwei Jagdhunde paßten wir auf und fieberten vor Erregung.

Der Leichenzug nahte. Ich ließ den Sarg nicht aus den Augen; sie brannten schon wie Feuer, weil ich die Lider kaum zu bewegen wagte, damit mir die Seele nicht entging, die es sicher sehr eilig habeh würde, in den Himmel zu kommen und wohl blitzschnell vorüberhuschte.

Nun war der Sarg am Baum. — Ich sah nichts. Tiefe Enttäuschung umklammerte mein Herz, auch unsere letzte Hoffnung hatte sich nicht erfüllt.

„Da!“ schreit plötzlich mein Bruder.

Mit jäher Wendung fuhr ich herum und sah zur Pappel.

Großer Gott! — Wirklich — dort, dort! Da war ja die Seele des Schäfers, da kletterte sie ganz eilig am Baumstamm empor. — Ganz deutlich sah man das rote Haar und den langwallenden roten Bart. — Kein Zweifel war möglich — das war des Schäfers Seele!

Nur einen Moment war sie sichtbar, dann verschwand sie im Blätterwerk, das wie zur Begrüßung leise aufzurauschen schien.

Ganz erschüttert, doch herrlich befriedigt sahen wir uns an. Endlich hatte unsere Ausdauer ihren Lohn gefunden: wir hatten die Seele in den Himmel steigen sehen.

Eie gute Weile saßen wir noch stumm nebeneinander, von der Wucht des Augenblicks ganz benommen .

„Der Schäfer war immer unser guter Freund“, sagte dann mein Bruder mit zitternder Stimme. „Er hat uns einen Gefallen tun wollen.“

Unsere Herzen klopften heftig und die Augen füllten sich mit Tränen, mit Tränen des Dankes an unsern lieben Schäfer.

Und so verließen wir schweigend und innerlich tief aufgerührt den Schauplatz eines gewaltigen Ereignisses. —

Wenn uns später jemand einreden wollte, wir hätten ein Eichhörnchen gesehen, lächelten wir nur mitleidig und überlegen. — Was wir gesehen haben, haben wir eben gesehen! — Es war die Seele des Schäfers.

Mundartecke

Nach dem Aufruf ist schon manches in der Mundartecke veröffentlicht worden. Der Rahmen soll aber möglichst weit gespannt werden. Natürlich können Gedichte, Geschichten, Sagen u. a. weiter gebracht werden. Aber etwas anderes ist vielleicht vordringlicher. Mit der Vertreibung aus der Heimat ist unsere ostpreußische plattdeutsche Sprache in Gefahr. Wer spricht sie noch? Werden die Kinder derjenigen, die jetzt das richtige Niederdeutsch Ostpreußens beherrschen, von ihnen noch diese Sprache lernen und bestimmt an Kinder und Kindeskinder weitergeben? Das ist sehr fraglich.

Professor Dr. Ziesemer hatte ungeheures Material für das Preußische Wörterbuch gesammelt, in dem auch unser Platt für ewige Zeiten hätte aufbewahrt werden können. Das ist aber alles verloren. Es läßt sich nicht wieder zurückgewinnen. Aber etwas kann man tun, ehe es zu spät ist: Seltene Ausdrücke, alle möglichen Sprichwörter und Redensarten sammeln und einsenden. Dann wird das wenigstens erhalten.

Ich habe auch vor, das ostpreußische Platt grammatisch darzustellen und zwar auch in plattdeutscher Sprache, d. h. es kommt kein hochdeutsches Wort darin vor (außer zur Erklärung); sondern alle Belehrungen werden in niederdeutscher Sprache gegeben. Sachverständige billigen diesen Plan. Es soll aber eine Darstellung für jedermann sein, auch für solche, die dadurch erst das richtige Platt lernen wollen. Dabei spielt ständig der Gegensatz zum Missingsch, dem verkauderwelschten Gemisch von Hoch- und Plattdeutsch, eine sehr wichtige Rolle. Es wäre mir lieb, wenn alle, die an solch einem Büchlein Interesse haben, sich beim Verlag melden würden. Sollte es erscheinen können, so würden alle diejenigen, die jetzt ihre Zustimmung abgeben, beim Kaufpreis eine Ermäßigung erhalten.

Dr. Karl Bink

DAS BANNRECHT

Von Ernst Wichert

II. Fortsetzung

Inhalt des bisher erschienenen Teils:

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts lebte in Ostpreußen der Wassermüller Lebrecht Meinerz. Einer seiner Vorfahren war vor mehr als 400 Jahren aus Sachsen in das Ordensland eingewandert und hatte vom Hochmeister Land am Naudraune-Flüßchen verliehen erhalten, dazu den Nadraune-See und das Recht, am Abfluß ein Wehr und dahinter eine Mühle anzulegen. Am Fluß durfte keine zweite Wassermühle und keine Windmühle angelegt werden, und alle Einwohner des ganzen Bezirkes waren bei hoher Strafe gezwungen, nur diese Mühle zu benutzen. Wegen dieses Privilegs wurde der Müller von seinen Nachbarn beneidet, ja auch angefeindet.

Da kam der unglückliche Krieg von 1806/07. Als königsergebener Mann stellte Lebrecht Meinerz nicht nur einen Gewappneten, wie er nach dem Privileg verpflichtet war, sondern zwei. Und das waren sein zweiter und dritter Sohn, die beide in der Schlacht von Friedland den Tod fanden. Der Verlust der Söhne traf den Vater schwer, insbesondere darum, weil der zweite Sohn das Erbe als Müller antreten sollte. Nun hatte er zwar noch einen Sohn, den ältesten, der Rechtswissenschaft studiert hatte und als Assessor bei der Kammer ein eifriger Verfechter der Idee Schöns war, für die sich jedoch der konservative Müller keineswegs erwärmen konnte. Unter denen, die öffentlich gegen Meinerz auftraten, befanden sich vor allem der Winkelschreiber Klaus Klipper, dessen Vater als Geselle in der Mühle verunglückt war.

Auch sein eigener Werkführer, Freihold Wegener lehnte sich gegen das Althergebrachte auf, schätzte aber seinen Meister hoch ein, was er damit bekundete, daß er dem Winkelschreiber, der den Müller im Kruge mitWorten beleidigte, einen kräftigen Schlag versetzte. Insgeheim hoffte der tüchtige Geselle auch, daß der Meister ihm seine Tochter Anna zur Frau geben würde. Anna und Freihold waren unter sich einig. In des konservativen Müllers Hirn gingen dagegen aber ganz andere Gedanken um. Was er mit seiner Mühle und seiner Familie vorhatte, bringt die heutige Fortsetzung.

Anna wurde achtzehn Jahre alt. Zu ihrem Geburtstag bat er seinen Sohn, den Assessor, um seinen Besuch in der Mühle, und er schrieb ihm sehr dringlich, doch nicht auszubleiben, da er mit seinen Kindern etwas sehr Nötiges zu besprechen habe. „Du bist immer mein guter Sohn gewesen", schloß er „und ich weiß, du wirst es auch jetzt sein, wo ich deine Liebe auf die Probe stellen muß."

Walter war überrascht. Um was konnte es sich handeln? Er nahm Urlaub und bestellte zum bestimmten Tage Extrapost, um in seinem Büro möglichst wenig zu versäumen. Eine Stunde, bevor er abfahren wollte, kam aus Berlin das jüngste Gesetzblatt. Es enthielt eine längst erwartete Königliche Verordnung, die auch sein Vater anging. Er steckte es also zu sich. Vielleicht hatte sein Vater schon auf anderem Wege davon erfahren und berief ihn gerade deshalb.

Er hielt es doch für gut, erst beim Pfarrhause abzusteigen und sich zu erkundigen, ob etwas Besonderes im Werke sei. Von den Geburtstagen machte sein Vater sonst gar kein Aufhebens. Margaret hatte nicht einmal erfahren, daß er eingeladen sei, war aber voller Freude über das unverhoffte Wiedersehen. Der Pfarrer wußte nur zu berichten, daß Meinerz ihn habe bitten lassen, Nachmittags auf ein Stündchen nach der Mühle zu kommen, Beim Abschied sagte Walter: „Heut' noch bring' ich's in Richtigkeit, verlaßt euch darauf, meine Lieben. Ihr wißt, daß ich eigentlich auf meine feste Anstellung warten wollte, aber da der Vater mich nun selbst ruft, nehme ich's als ein Zeichen, daß ich nicht länger schweigen dürfe. Was kann er auch gegen unsere Verbindung einzuwenden haben? Es war nur Eigensinn, völlig auf eigenen Füßen zu stehen, daß ich so lange zögerte." Margaret schmiegte sich an ihn und flüsterte ihm zu: „Wie du willst!"

Die Tür der Mühle war mit einem Blumengewinde geschmückt, das Freihold daran befestigt hatte. In einem Kranze darüber stand in Laubwerk und Blumen die Zahl achtzehn zwischen den Buchstaben A und M. Walter fand seinen Vater in Festkleidern und in sehr feierlicher Stimmung; aber jede Aussprache vermied er. Es mußte erst getafelt und Kaffee getrunken werden, wobei die alte Martha in weißer Haube mit langen rosa Bändern die Wirtin machte. Dann kam der Pfarrer und mußte auch noch dem Geburtstagskuchen zusprechen.

Meinerz war heut ungewöhnlich freundlich und milde. Er sprach zwar nicht viel, aber was er sagte, hatte einen herzlichen Ton und öfters faßte er Anna's und seines Sohnes Hand und drückte sie. Seine Augen schienen immer sagen zu wollen: Wartet nur eine kleine Weile, ich habe für euch beide eine rechte Freude im Sinn.

Endlich trug Martha das Kaffeegeschirr ab. Er verriegelte die Tür hinter ihr, ging ein Paar Mal im Zimmer hin und her und blieb dann vor dem Pfarrer stehen. „Ich habe sie zu mir bitten lassen, lieber Herr Pfarrer", begann er dann, „um ihr Zeugnis in einer wichtigen Sache anzurufen. Auch hoffe ich, daß Sie mir als Freund zur Seite stehen und mich mit Ihrem Zuspruch unterstützen werden, wenn meine Stimme schwach werden sollte, — ich meine, schwach in denen, die meinen Willen zu vernehmen haben. Es ist die Art der Mensch, sich in das Notwendige, auch wenn es ihnen das Nützlichste ist, nur widerwillig zu finden."

Pfarrer Günther verstand nicht, wo diese Vorrede hinaus sollte, nickte ihm daher nur freundlich zu.

Das schien den Müller zu beruhigen. Er wandte sich sogleich an seinen Sohn. „Du wirst überzeugt sein, Walter", fuhr er fort, „daß ich dein Bestes allezeit gewollt habe, und daß ich nur dein Bestes wollen kann."

Der Assessor küßte sein Hand. „Gewiß Vater."

Meinerz holte aus tiefster Brust Atem. „Ich hatte drei Söhne —" begann er nach einer Weile stillen Nachdenkens; „zwei von ihnen . . ." Er konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen.

„Wozu diese traurigen Erinnerungen wekken, lieber Freund?" fiel der Pfarrer ein. „Der Herr über Leben und Tod hat sie abberufen. Vor seinem Gesicht sind alle Wege hell."

Der Müller blickte aufwärts und faltete die Hände. „Ich murre auch nicht", sagte er. „Sie starben den schönen Tod für König und Vaterland. Und der Herr gab mir ja in seiner Gnade noch einen dritten Sohn und ließ ihn mir in seiner Gnade — dich, Walter."

Walter drückte wieder seine Hand an die Lippen. „Vater!" rief er, „wenn ich Ihnen ersetzen könnte, was Sie verloren —"

„Du kannst es, mein Sohn", versicherte der Müller, „du kannst es. Es bedarf dazu nur eines geringen Opfers von deiner Seite — aber eines Opfers allerdings."

„Eines Opfers? Alles was in meinen Kräften steht —"

„Höre mich an! Als ich dich deiner Neigung gemäß für die Beamtenlaufbahn bestimmte, hatte ich noch zwei Söhne. Ich konnte darüber beruhigt sein, daß das teure Erbstück unserer Familie, die Mühle, in unserer Hand fest bleiben würde. Das hat sich nun geändert — die Erbfolge steht auf zwei Augen, und du, mein Sohn, bist nun meine ganze Hoffnung, der einzige Erbe unseres Familiengutes."

Walter sprang vom Stuhl auf. „Verstehe ich Sie recht, Vater, ich sollte —?"

Der Alte sah ihn freundlich bittend an. „Du verstehst mich recht", sagte er, „wenn du mich lieb hast. Sieh! ich könnte nicht ruhig leben und sterben, wenn ich die Mühle in fremde Hände geben müßte. Mehr als vierhundert Jahre lang ist sie vom Vater auf den Sohn vererbt — bedenke das. Aus Achtung vor einer so ehrwürdigen Überlieferung — um meiner Ruhe willen — zu deinem eigenen Wohl . . . tritt an die Stelle, die dir nach Gottes weisen Rat angewiesen ist, sei mein Nachfolger im Familienerbe!"

Es war eine Zumutung die den Assessor im Augenblick bestürzte; nie war es ihm in den Sinn gekommen, daß sein Vater eine solche Umkehr seines Lebensganges fordern könnte. Aber er sah auch, daß es ihm völlig ernst damit war, daß er seinen Widerspruch kaum verstehen würde. „Das überrascht mich . . ." suchte er auszuweichen. „Es kommt mir so plötzlich —"

Sein Gesicht sagte mehr, als seine Worte. „Üben Sie keinen Zwang, Freund", bat der Pfarrer.

Meinerz beobachtete seinen Sohn. „Ich zwinge dich nicht", sagte er, aber du weißt nun, was ich wünsche. — Ich glaube, daß es dich überrascht, aber es mußte doch einmal gesagt sein. Du hast deinen Beruf lieb gewonnen, und dein Ehrgeiz strebt hoch hinaus. Es mag sein, daß dir von da herab der Stand eines Müllers gering erscheint —"

Walter machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Aber vergiß nicht", fuhr der Alte lebhafter fort, „daß dieser Müller ein freier Herr ist auf seinem Eigen, während der Beamte um Lohn dient. Und nicht nur ein Müller sollst du sein, sondern auch ein Landwirt. Du wirst nicht arbeiten dürfen, wie ein Handwerker; Freihold versteht das Geschäft und ist ein treuer Mensch. Nimm deinen Abschied, Walter, und komm zu mir. Nicht wahr? Du kannst die alte Mühle nicht verlassen?"

Der Assessor griff in die Tasche und zog das Gesetzblatt heraus, das er mitgebracht hatte. „Die Dinge haben sich wesentlich verändert, Vater", sagte er beruhigt. „Die alte Mühle ist die alte Mühle nicht mehr. Lesen Sie dies, Vater — der König hat gesprochen."

Meinerz nahm das Blatt, blickte zweifelnd bald auf dasselbe, bald auf seinen Sohn und murmelte: „Edikt . . . die Mühlengerechtigkeit und die durchgängige Aufhebung des Mühlenzwanges betreffend . . . Was soll das?"

Dann las er halblaut und mit Unterbrechungen: „Nachdem wir Allerhöchstselbst erwogen haben, daß das bisher in Unsern Provinzen Ostpreußen und Litauen . . . sowohl Unsern Königlichen als den Privat-Mühlen zustehende Zwangsrecht zum Druck der Einwohner, hauptsächlich der unteren Volksklasse, gereicht . . . Wir auch nach der alle Unsere getreuen Unterthanen gleich umfassenden landesväterlichen Vorsorge es nicht gestatten dürfen, daß das gemeinschädliche Monopol der Mehlfabrikation —" er wischte sich die Augen, „das gemeinschädliche Monopol . . . ?"

„Es steht so, Vater, und daß deshalb alle älteren Gesetze aufgehoben sind, und fortan jeder Eigentümer auf seinem Grund und Boden Mühlen aller Art an Privatgewässern und Windmühlen anlegen darf, blos gegen Entrichtung der gesetzlichen Steuer für jeden neuen Mahlgang." Er wies mit dem Finger auf den erste Paragraphen.

„Was geht das mich an?" fragte Meinerz heftig.

„Es geht auch Sie an, Vater. Sehen Sie hier weiter. Der Mühlenzwang sowohl in den Städten als auf dem Lande hört in Rücksicht aller Mühlen, welchen die Zwangsgerechtigkeit beigelegt ist, gegen Entschädigung der Zwangsberechtigten gänzlich auf —"

„Was geht das mich an?" wiederholte der Müller noch heftiger. „Ich habe mein Privilegium."

„Lesen Sie: ohne Unterschied der Qualität der Besitzrechte. Ist das nicht deutlich?"

Der Alte lachte hell auf. „Was so ein Jurist klug ist! Was? Das mag gemeint sein auf wen es will, mein Recht kann es nicht berühren. Das ist wohl verbrieft."

„Der König aber —"

„Der König! Glaubst du, der König könne über etwas verfügen, worüber er nicht Macht hat? Er gibt die Gesetze: aber die Gesetze können mir nicht nehmen, was sie mir nicht gegeben haben. Ich hab' ein Privileg, das ist älter, als die Könige von Preußen und ihre Gesetze, die ich hoch in Ehren halte. Wie? Beleidigst du den König? Mein Recht ist mein Eigentum. Und der König sollte mir mein Eigenthum fortnehmen wollen?"

„Zum allgemeinen Besten, Vater —"

„Hab' ich mein Recht mißbraucht? Unsinn — Unsinn! Worüber ereifere ich mich? Ihr Herren am grünen Tisch — ha, ha, ha! Geht mir mit eurer Gelehrsamkeit. Ein Bischen gesunder Menschenverstand — ha, ha, ha . . ." Er wurde plötzlich wieder ernst. „Aber ich merke wohl, daß da alle meine Gegner Aufwasser bekommen werden. Mit diesem Gesetz in der Hand werden sie gegen mein Privileg anstürmen, und wir werden Mühe haben, alle die Böswilligen und Toren abzuwehren. Gut, wir werden ihnen zu stehen wissen. Nun aber kann kein Zweifel mehr sein, daß du in der Mühle nötiger bist, als am grünen Tisch. Die Feder wird Arbeit bekommen, die Feder! Da bist du der rechte Mann an meiner Seite."

Walter schüttelte den Kopf. „Sie täuschen sich", sagte er. „Ich so wenig als ein Anderer . . ." Er sah ein, daß er in diesem Augenblick seinen Vater doch nicht überzeugen werde, und brach ab. „Vor allem tut der Mühle ein werkkundiger Leiter not", fuhr er fort, „dann wird's ihr auch künftig an Gästen nicht fehlen. Ich wäre gerade der unfähigste — glauben Sie mir. Aber wäre denn da kein anderer Ausweg? Sie haben noch eine Tochter — und wenn ein braver Mann . . ."

Anna errötete bis zur Stirn hinauf und winkte ihm mit den Augen zu, daß er nicht weiter sprechen solle; sie meinte nichts anderes, als daß er Freihold im Sinn habe. Der Müller aber griff mit der Hand durch sein graues Haar, lächelte und sagte: „auch daran hab' ich treulich gedacht. Ihr sollt gleich sehen. Das Gesetz! — Es hat mich ganz aus der Ordnung gebracht. Aber kein Wort mehr davon. Anna — ich denke, du liebst Anna von ganzem Herzen?"

„Gewiß, Vater", versicherte Walter, „und ich will nur ihr Glück. Gern überlasse ich ihr die Mühle, wenn —"

„In gewissem Sinn gehört sie ihr. Du sollst gleich erfahren, wie ich das meine. Anna ist heute achtzehn Jahre alt; da ist es Zeit, daß ich ihr sage —"

Der Pfarrer wurde sehr unruhig. „Was wollen Sie tun, Meinerz?" fiel er erschreckt ein. „Es ist wohl überlegt", sagte der Müller.

Günther trat dicht an ihn heran. „Um Himmelswillen!" flüsterte er ihm zu, „stören Sie den Frieden der Kinder nicht — lassen Sie ihnen ein Geheimnis, das sie beglückt."

„Es ist wohl überlegt", wiederholte Meinerz. Ich bin alt genug, zu wissen, was ich tue. Sie aber sollen mein Zeuge sein." Er ergriff Walter's und Anna' Hände und hielt sie fest in den seinigen. „Meine Kinder", fuhr er fort, „was ich Euch zu offenbaren habe, wird das Liebesband, das Euch von frühester Jugend her umschlingt, nicht lockern — hoffentlich noch mehr festigen. Ich hab' Euch in guter Absicht so lange getäuscht, als ob Ihr . . . doch ich will nicht vorgreifen. Ich hatte einen älteren Bruder, Franz; der war vom Vater für die Mühle bestimmt. Aber er war ein unruhiger Kopf, dem's in der Mühle nicht wohl wurde. Unser Arbeiten und Schaffen schien ihm kleinlich; es trieb ihn hinaus in die weite Welt, sich in den Strudel zu werfen, der damals schon die Menschen zu erfassen anfing. Warum verschiedene Stände, rief er oft, haben wir durch die Geburt nicht Alle gleiches Recht an's Leben? Wozu Armuth und Reichtum, wenn's eine gerechte Weltordnung gibt? Wozu Herren und Knechte, Herrscher und Untertanen — können nicht alle Menschen gleich und frei sein? Fort mit allem Zwang! — Mein alter Vater suchte ihn voll Bekümmernis auf andere Wege zu leiten — vergebens. So verschrieb er, um die Zerrüttung des Familiengutes abzuwenden, kurz vor seinem Tode die Mühle mir, seinem jüngeren Sohn, und wies dem älteren ein Kapital als Abfindung an. Ich war erschreckt, als das Testament eröffnet wurde. Bruder, sagte ich, dir gebührt die Mühle, nimm sie! — Nein, nein! rief er, ich danke dem Vater. An die Scholle hätte ich mich doch nicht ketten lassen. Aber wenn du mir gerecht werden willst — laß uns den ganzen Bettel verkaufen und den Erlös teilen, so stehen wir gleich. — Die Mühle verkaufen — das Privilegium abtreten — nimmermehr! Ich bot ihm eine größere Abfindung, er schlug sie aus.

Fortsetzung folgt.

Die Scholle

Von Wanda Friese

Ein Duft geht von der feuchten, stillen Erde,
wie wenn vom schweren Wein ein
Tropfen blieb.
Und seufzend harrt dem wunderbaren Werde
der dunkle Kern, der ew'ge Trieb.

Wer darf die Saat mit seiner Hand bereiten?
Der frommen Sinnes ist, getreu und schlicht.
Wer darf bedachtsam hinterm Pfluge schreiten?
Der in der Scholle spürt das Gottes Licht.

Walter Scheffler 70 Jahre alt

Wenn man die Verse des Dichters Walter Scheffler liest, wird man nie darauf kommen, daß dieser ein Gehörloser ist. Alle Stimmen der Natur, das Wehen des Windes, das Brausen des Sturms, der Gesang des Meers — alles, was irgendwie tönt in unserer Welt, wird in diesen Gedichten so unmittelbar lebendig, als hätte sie ein Gesunder geschrieben. Ja, es stehen ein paar Gedichte auf die Musik darin, die ein Hörender nicht schöner geschrieben haben könnte. Wahrhaft ergreifend war es für mich immer, wenn in einem geselligen Freundeskreise jemand am Flügel saß. Dann stand der Dichter oft daneben, die schmalen Hände auf das vibrierende Holz des Instrumentes gestützt, tief in sich hineinlauschend. Und wenn das Spiel beendet, dann konnte er über Bach, Beethoven, Mozart sprechen, als hätte er sie eben zutiefst selber erlebt.

So feine innere Sinne hat dieser Mensch in sich entwickelt, daß er, ohne ein Wort davon zu nehmen, was die Freunde sprachen, manchmal plötzlich das von diesen eben behandelte Thema selber anschnitt — und dies immer ganz vom Tiefsten her. — Von dieser inneren Feinfühligkeit, Hellsinnigkeit und Hellgesichtigkeit zeugen auch die besten seiner Gedichte.

Das Leid und die Nöte seines Lebens haben ihn selber früh schon tief und weise gemacht: die schwere Krankheit, die im 16. Lebensjahre zu seiner völligen Ertaubung führte; der harte Lebenskampf für seine Angehörigen nach dem jähen Tode des Vaters, eines kleinen Schneidermeisters auf der Laak in Königsberg; das schwere Ringen um das eigene Leben, seitdem er nach vielfacher Krankheit seinen Beruf als Buchbinder aufgeben und von nicht viel mehr als siebzig Mark monatlich leben mußte; die Vertreibung aus seiner Heimatstadt; das elende Dasein hinter Stacheldraht in Dänemark; die Zertrümmerung seines Vaterlandes und der Tod seiner geliebten, jungen Frau, mit der er sich seiner Armut wegen erst in hohem Alter verbinden konnte . . .

Alles das hat den Menschen in ihm nicht vertiebert; obwohl es ihn manchmal der Verzweiflung nahe brachte. Es hat ihn innerlich gereift und seinem Gotte nur noch inniger verbunden. Und es hat, nicht zuletzt, auch allem, was er schrieb, eine Tiefe und menschliche Wärme gegeben, daß es den Lesenden immer wieder von neuem ergreift und beglückt.

Die beiden ersten Bücher Schefflers schrieb sein Neffe Fritz Brachhaus in Kunstschrift auf Stein, der Dichter band sie eigenhändig ein und vertrieb sie auch selbst. Für sein Erstlingswerk „Mein Lied" setzte sich Ferdinand Avenarius warm in seinem „Kunstwart" ein; mit dem Erfolge, daß der Dichter selbst aus dem Auslande zahlreiche Bestellungen erhielt. Viel Liebe, viel Sehnsucht, viel Gott- und Lebensglaube war in diesem Buche lebendig, das — nach dem ersten Weltkriege — zu einer Zeit erschien, als der Haß der Völker, der Haß des eigenen Volkes gegen sich selber, sich politisch austobte. In dem 1924 erschienenen Buche „Mein Königsberg", zu dem beste ostpreußische Künstler ihre Zeichnungen beigesteuert hatten, setzte der Dichter seiner Vaterstadt ein Denkmal in feingeschliffenen Sonetten, das die Geschichte seiner Vaterstadt in künstlerischer Quintessenz ebenso enthielt wie ihr pulsierendes gegenwärtiges Leben. Dies bildstarke Buch wird Königsbergs Tod unter Trümmern lange überleben. In ihm fand Walter Scheffler, auch was die Form angeht, ganz zu sich selbst. — Außer dem in einem Dresdener Verlage erschienenen Versbuche „Helle Wege", dessen Titel schon von der frohen Lebensbejahung des vom Leben wahrhaft genug geschlagenen Dichters spricht, gestaltete dieser in zwei Prosabüchern, „Walter von der Laak" und „Die Lehrjahre des Walter von der Laak" sein leidvolles und doch humordurchsonntes, arbeitsschweres und arbeitfrohes Leben; aber nicht nur dieses; denn die Bücher geben auch ein anschauliches Kulturbild seiner Vaterstadt um die Jahrhundertwende. Agnes Miegel hat diese Lebensbücher zu ihren schönsten gezählt.

Herbert Brust, der Vertoner des allbekannnten Ostpreußenliedes „Land der dunklen Wälder" von Erich Hannighofer, vertonte auch zahlreiche Gedichte von Scheffler, die bald in Schulen und bei kulturellen Veranstaltungen gesungen wurden. So ist Scheffler im besten Sinne ein Volksdichter geworden; nicht zuletzt in allem, was er in seinem lieben ostpreußischen Platt geschrieben hat.

Alles, was er je an Liebe und Lebenskraft in sein Werk hineinströmte, kehrt als Kraft und Liebe aus den Herzen derer, die ihn lieben, wieder in sein eigenes Herz zurück. Das Beste von ihm wird sein Sterbliches sicherlich ebenso lange überleben, wie die Lieder Simon Dachs ihren Dichter überlebt haben, dem Walter Scheffler in der Einfachheit und Tiefe seines Gemütes sehr verwandt ist.

Während zu seinem 60. Geburtstage zahlreiche Freunde und amtliche Vertreter der Heimatprovinz mit ihren Gaben, Glückwünschen und Ehrungen zu dem Dichter fanden, wird er seinen 70. sicher recht still und einsam im Altersheim Eckartsheim bei Bielefeld verleben. Um so herzlicher werden die um ihn Wissenden dem greisen Dichter für sein starkes, reinflutendes Leben und so warmblütiges Werk danken, dem man ernstlich wünschen muß, daß es noch in viel weitere Kreise hineinwachsen möge als bisher. Denn es ist eine Fundgrube echten Dichter- und Menschentums. Und was hätten wir in dieser Zeit der Unmenschlichkeit nötiger als solche seelische Untermauerung unserer seit langem grausam erschütterten Menschenkultur?!

Fritz Kudnig

Ernst Wiecherts Vermächtnis

„. . . und ich dachte, ob es mir auch einmal gegeben sein würde, so still und ruhig dazustehen, wenn das Leben Abschied von mir nähme, und keinen Schlag des Herzens herauszulassen in die Sichtbarkeit, damit es den anderen leichter würde."

(Der große Wald).

Auf dem Hofe Gagert sind die Fenster verhängt, — und in Degerndorf läuten die Glokken. Ernst Wiechert, der größte deutsche Dichter der Gegenwart, ist zurückgekehrt in die Welt, aus der er gekommen, in jene Welt zwischen Traum und Tod, die unsere kurze Lebenszeit einschließt in den großen Zusammenhang des All-Einen. Eine Welt, die der Dichter uns als augenblicklich dauernde Ewigkeit näher gebracht hat, nicht nur spürbar in unserm Sinnen und Ahnen, sondern sichtbar im Sein und Werden. „Denn wir sind von gestern her und wissen nichts, weil unsere Tage nur ein Schatten auf Erden sind."

Der Dichter wird nun nicht mehr für uns im Sichtbaren sein als der Mensch, der er sein Lebenlang war in der einsamen Försterei der heimatlichen Wälder Masurens, in Königsberg, der Stadt Kants und der pflichtgetreuen Könige, in Berlin, der Stadt mit dem Ohr an der emsig tickenden Weltenuhr, auf dem Hofe Gagert bei Wolfratshausen in dem oberbayerischen Lande anblicks der unverrückbaren Alpenfelsen, von wo er aus unserm gefesselten Deutschland fortging in jenes beschützte Schweizer Asyl, um den schmerzenden Brand in der Brust zu lindern durch das neue Werk, die Missa Sine Nomine, das zum Vermächtnis, zum Testament wurde. Es mußte schnell geschrieben werden, abgerungen dem Namenlosen, dem sein irdisches Dasein nicht mehr aufhaltbar entgegeneilte.

Die weißen Trauerlaken vor den Fenstern des Gagert-Hofes sind dicht geschlossen. — Wie von ungefähr hält der Schritt auf dem klingenden Isarkies des Weges inne. — Um den Kaminplatz des Hausherrn haben Freundeshände Zweige der Eiche gelegt. — Nun bleibt uns nicht mehr, zu warten, zu lesen und wieder zu warten, den Lebenden in sein Haus heimkehren zu sehen. Die Hoffnung ist zu Ende, daß immer weiter eine neue Deutung für unser zeitliches und ewiges Menschendasein von ihm kommen wird, wie die letzte, die Missa Sine Nomine, die jetzt aus der Schweiz gekommen ist.

Der Tod hatte ihn zwischen den Schultern berührt und hat ihm nicht gegönnt, wie anderen Großen — Goethe oder Hauptmann oder Stehr oder noch Hamsun —, das Letzte in Ruhe, der kein Ziel gesetzt ist, zu denken und zu schreiben. Uns bleibt jetzt nur das Lesen und Nachsinnen, und wenn wir in diesen Tagen nach seinen Büchern greifen, dann trifft uns das am meisten, die wir das Maß des Leidens als Vertriebene auf dem Grunde des Kelches zu durchleben meinen, daß wir in Wiecherts Dichtung am tiefsten erfahren, was Wald und Moor, Mensch und Tier, Vaterliebe und Mutterleid, Natur und Gott bedeuten, um das Leid des Lebens auszuhalten und um seiner Zukunft willen zu tragen.

Und all dies kann nur Menschen heilsam offenbar werden, denen das Schicksal erlaubt, die Schritte auf dem Wege dieses Lebens zwischen Anfang und Ende, zwischen Kindheit und Alter, zwischen Traum und Tod nach dem Gesetz der Natur zu gehen. Das Vertriebensein der Menschheit aus diesem All-Einigen des Menschen- und Naturwesens ist für uns schon nicht mehr die schleichende Krankheit des Zeitalters, sondern durch die letzten Ereignisse der beschleunigte Anfang unseres gewaltsamen Todes. Rettung allein ist die Rück- und Heimkehr von allen gewaltsamen oder verlockenden Verirrungen. Das scheint uns ein Auftrag des leidvollen und ringenden Weges der Wiechertschen Dichtung von der „Flucht" (1913) an bis über die Jeromin-Kinder (1946) hinaus. Es gilt nicht nur für ihn selbst, für uns, sondern für die gesamte verirrte und vertriebene Menschheit.

So erscheint in seiner ganzen Dichtung die Natur heimatlicher Kinderjahre nicht nur als unversiegbare Quelle seines Schaffens, sondern als Nahrung allen Lebens — nicht erschöpfbar durch Aufzählung der Bücher. Der Mensch, am deutlichsten am Beispiele des Dichters selbst wird zum leidvollen Opfer und charakterfesten Prüfstein der erbärmlichen zivilisatorischen Welt unseres Zeitalters - nicht aufzeigbar mit einem Hinweis auf die Gestalten und Personen seiner Werke. Das dritte ist Gott, zunächst als Problem und schließlich als Garantie unserer Fort-Existenz — nicht erfaßlich durch philologisch-theologische Untersuchung. Eine literarische Wertung der großen Reihe seiner Bücher bis zu dieser großartigen Vollendung der Jeromin-Kinder und der Missa Sine Nomine wird erst berechtigt sein, wenn die Menschheit sich ernst daranmacht, den Auftrag Wiecherts zu erfüllen. — Das ist sein Vermächtnis — Ist alles nur Leid und Leiden? Kommt keine Freude aus Natur und Mensch und Gott — aus Wiecherts Werk und Seele? Gehen wir ein Stück seines Weges mit ihm, wir werden den segnenden Schimmer einer tief innerlichen Freude spüren, so leuchtend wie die einfallenden Sonnenstrahlen im masurischen Wald, so frei wie der Ruf des Fischadlers hoch über den ostpreußischen Seen, so weit wie die Wolken über dieser Heimat im Osten.

——— In der benachbarten Kirche von Degerndorf beten die Menschen die christliche Fürbitte für den Mitmenschen Ernst Wiechert vom Hofe Gagert, für den Stifter ihrer Glocken, den deutschen Dichter, den Diener Gottes aus den masurischen Wäldern der Heimat Ostpreußen. Die ganze Gemeinde betet drei Vaterunser und drei Avemaria, und er ist unter ihnen, dessen Asche in die Schweizer Erde gesenkt wird, wie auch der alte Bolzmacher und Expositus Bezinger, als sie damals die Menschenpflicht furchtlos erfüllten an den toten Fliegern und den im Staube Dahingesunkenen der großen Elendsstraße. Und die Glocken, die Wiechert dieser Gemeinde gab mit dem Erlös des „Totenwaldes", dröhnen ihre Sprache über das deutsche Land zur Mahnung der Menschen und zur Ehre Gottes. Die alten Worte der Christenlehre mischen sich mit den Sprüchen des Dichters: „Regnum Christi est veritas, vita, sanitas, gratia, justitia, amor et pax. — Ich hüte den Hof, ich segne die Saat, ich heile das Herz."

Die Asche in der Erde des Rütihofes ist erkaltet, die Fenster auf dem Gagerthofe sind verhängt — aber die Kirchenglocken von Degerndorf läuten über das deutsche Land und der ostpreußische Wald singt weiter sein altes Lied.

Dr. Walter Schlusnus, Icking-Wolfratshausen.

Ernst Wiechert verstarb am 24. August im Alter von 63 Jahren.

Seine Werke

1913/14 Die Flucht, Roman
1917 Die blauen Schwingen, Roman
1920 Der Wald, Roman
1922 Der Totenwolf, Roman
1925/26 Der Knecht Gottes Andreas Nyland, Roman
1928 Der silberne Wagen, Novellen
1928/29 Die kleine Passion, Roman
1930 Die Flöte des Pan, Novellen
1930 Jedermann, Roman
1930/31 Die Magd des Jürgen Doskocil, Roman
1933 Das Spiel vom deutschen Bettelmann, Hörspiel.
1933 Der Dichter und die Jugend, Rede
1934 Die Majorin, Roman
1934 Der Todeskandidat, Erzählungen
1935 Hirtennovelle
1935 Der verlorene Sohn, Schauspiel
1935 Der Dichter und die Zeit, Rede
1936 Wälder und Menschen, Autobiographie
1936 Das heilige Jahr, Novellen
1937 Der weiße Büffel oder von der großen Gerechtigkeit, Novelle
1938 Vom Trost der Welt, Essay
1938 Von den treuen Begleitern, Essay
1938 Atli, der Bestmann, Erzählungen
1938/39 Das einfache Leben, Roman
1939 Der Totenwald, Bericht
1940/41 Die Jeromin-Kinder I, Roman
1944/45 Märchen, 2 Bde.
1945 Demetrius, Novellen
1945 Der brennende Dornbusch, Novelle
1945 Totenmesse, Hörspiel
1946 Die Jeromin-Kinder, II, Roman
1946 Der armen Kinder Weihnachten, Weihnachtsspiel
1946 Die Unsterblichen, Schauspiel
1947 Jahre und Zeiten, Autobiographie
1949/50 Missa sine nomine, Roman.

Zum Gedächtnis des Dichters

Über dem Toten verhallt das Raunen der Menge,
Ihm schon erklingen, dem Müden, sanftere Töne,
Frei nun von irrender Torheit lautem Gedränge,
Lächelt ihm ferne tröstend nahende Schöne.

Ganz bis zur Neige, im Sterben noch angefochten,
Hat er den Kelch der Bitternis schweigend getrunken,
Bis, vom Rad seiner Leiden erbarmend geflochten,
Er zu Gottes Füßen willig gesunken:

Nichts auf den Lippen als brennendes Wort des Erwählten,
Liebe zu üben, Verzeihen, Geduld und Erbarmen,
Doppelt zu lieben, die ihn, den Lebenden, quälten,
Nicht zu vergessen am Wege die Toren und Armen.

Tröstliches Wort, in tausend Winde verweht,
Ob es in liebenden Menschen einst aufersteht?

Gerhard Kamin

Lovis Corinth und Tapiau

Daß Lovis Corinth einer der größten Maler des Deutschen Reiches gewesen ist, ist bekannt. Weniger bekannt ist, daß er Ostpreuße war, noch weniger, daß er in Tapiau, im Kreise Wehlau, am Zusammenfluß der Deime mit dem Pregel geboren ist.

Der Maler selbst hat seine Jugend und seine Erlebnisse in einem kleinen Werk des alten Verlages Gräfe und Unzer beschrieben. Seinen Ausführungen, „Kleinstädtisches aus Ostpreußen" setzte er seiner Zeit folgende Worte voran: „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau, wer zuviel wagt, kommt nach Tapiau." Diese Worte müssen ganz kurz erklärt werden. Wehlau war in früheren Zeiten von mannigfachen Wasserarmen umgeben und es war schwierig, diese zu überwinden, daher der erste Teil des Wortspiels. In Tapiau befand sich seit längeren Zeiten die Ostpreußische Besserungs- und Landarmen-Anstalt, die Landstreicher und Arbeitsscheue aufzunehmen hatte. Wer also „zuviel wagte" und ohne die Ordnung im Leben zu beachten, geneigt war, kam nach Tapiau.

Corinths Vaterhaus stand in unmittelbarer Nähe der Deime, die sich von hier aus nach Labiau sozusagen in Marsch setzte. Corinth sagte in Hinsicht auf die gefährliche Lage seiner Vaterstadt. „Ich hatte soviel Wagemut, daß ich sogar das Licht der Welt in Tapiau erblickte. Breite Wiesenflächen lagen zwischen Pregel und Deime." So verlockend es war, auf die Schilderungen einzugehen, so soll hier aber gerade nur das betont werden, was Corinth nicht tut, nämlich, daß sein Vaterhaus an der Deime liegen mußte, weil sein Vater ein biederer und ehrsamer Gerbermeister war, Wasser zu seiner Tätigkeit gebrauchte und dieses sozusagen vor seiner Haustüre haben mußte.

Corinth hat in einem größeren Gemälde gerade einen Teil der Wiesenlandschaft an der Deime festgehalten und in ihr den Rest des ehemaligen Ordensschlosses Tapiau dargestellt. Dieses Bild hat er seiner Vaterstadt geschenkt. Es schmückte mit einem anderen Gemälde, eine Sitzung der Ratsherren der Stadt darstellend, das Sitzungszimmer des Rathauses. Die Köpfe des Bürgermeisters Wegner, des Kaufmanns Glaubitz und des Bäckerobermeisters Klein sollten so der Nachwelt überliefert werden.

Eins der berühmtesten Werke Corinths, das große dreiteilige Altarbild „Golgatha" wurde von ihm gleichfalls seiner Vaterstadt gestiftet. Es sollte der Kirche zum Schmuck dienen, konnte allerdings nicht als Altarbild zur Aufstellung gelangen. Ein besonderer Anbau an die Kirche mußte errichtet werden, um das Gemälde der Gemeinde und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Leider war auch dieser Raum zu klein, so daß der Beschauer nicht den richtigen Abstand von dem Bilde haben konnte. Die ganze ergreifende und erschütternde Dramatik des ersten Charfreitags der Menschheitsgeschichte kam dem Besucher erst zum Bewußtsein, als das Bildwerk im Jahre 1924 im großen Saal des damaligen Handelshofes zu Königsberg mit vielen Werken Corinths der breitesten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.

Wandte man, vor dem Gemälde stehend, den Blick dem Hauptteil zu, dann fiel es hinterher schwer, den Eindruck richtig wiederzugeben, die der Tod des Menschensohnes am Kreuz hinterlassen hatte. Das Werk verzichtet auf alle Nebenfiguren und stellt das grausige Geschehen in den Mittelpunkt des Bildes. Das Kreuz steht allein auf einem Hügel von Totenschädeln vor einem rotvioletten gewitterschwangern Hintergrund und rückt schon dadurch allein die Wucht der Ereignisse in das Erleben des Beschauers. Die Tragödie aller Tragödien des mit dem leiblichen Tode ringenden Heilands der Welt riefen dem Beschauer geradezu die Worte ins Gedächtnis, die uns die Evangelisten überliefert haben: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!"

Um sich einen Begriff von der Arbeit Corinths zu machen, sei darauf hingewiesen, daß er sich einige kraftvolle Menschen, Ringer und Athleten heranholte, sie mit Stricken an einem Holzkreuz hochziehen und solange an dem Marterholz hängen ließ, wie sie es nur aushielten, um den Ausdruck körperlicher Schmerzen an der ganzen Körperhaltung zu studieren und seine Eindrücke auf dem Gemälde festzuhalten. Eines der Nebenbilder zeigt den Erzengel Gabriel, wie er dem Evangelisten Matthäus das Evangelium sozusagen in die Feder diktiert.

Das andere Nebenbild zeigt den Apostel Paulus als Wunderprdiger im einfachen blauen Kittel ohne Sandalen, in so ergreifender Realistik, aus der die von gewaltigen Glaubenserlebnis getragene Art des Kämpfers um Christi Lehre hervorgeht.

Dieses Werk Chorinths hatte auch schon im ersten Weltkrieg seine Erlebnisse. Es wurde bei der ersten Beschießung Tapiaus am 28. Aug. 1914 durch mehrere Gewehrkugeln beschädigt und dann durch den Anstaltsarzt Dr. Pietsch in Sicherheit gebracht. Diese Maßnahme wurde notwendig, da das der Kirche fast gegenüberliegende Rathaus bereits brannte und in ihm die erwähnten Gemälde, auch eine „Grablegung" Corinths verbrannten.

Ob das beschriebene Altarbild durch die Zeiten des letzten Weltkrieges hindurchgekommen und gerettet worden ist, steht ganz dahin. Auf der aus Anlaß des 25jährigen Todestages Lovis Corinths dankenswerterweise von dem Landesmuseum Hannover in diesen Tagen veranstalteten Gedächtnisausstellung ist das Bild „Golgatha" nicht vertreten, wie auch (worauf der Katalog der Ausstellung besonders hinweist): „Der Ausfall der Gemälde aus der Ostzone schmerzlich zu verzeichnen ist."

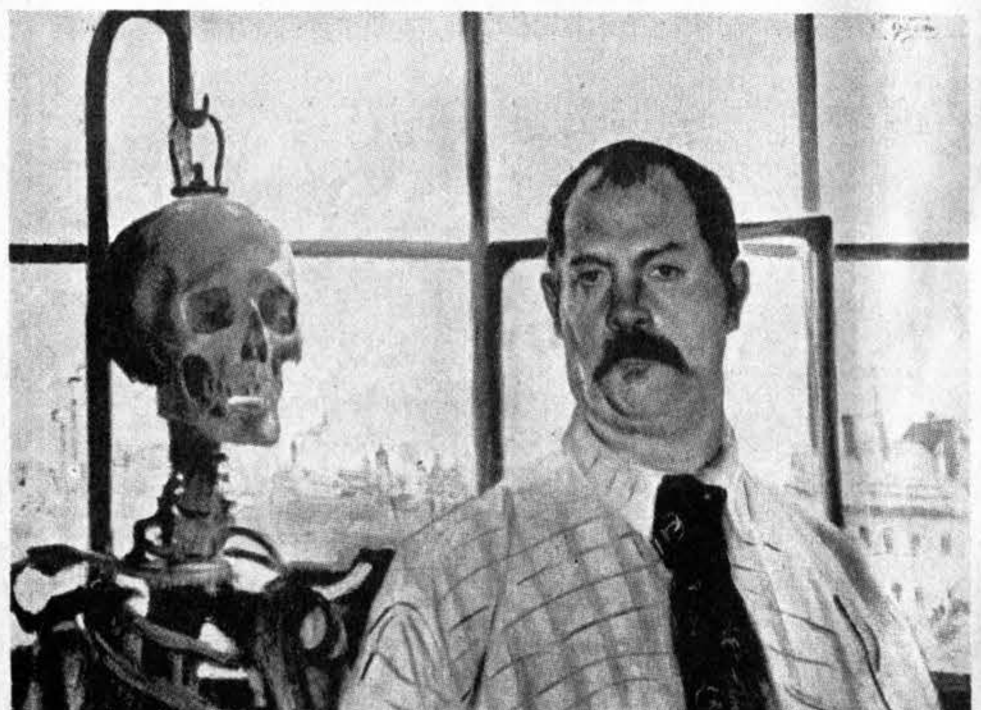
Es kann nicht die Aufgabe dieser Zeilen sein, Wollen und Vollbringen dieses Ostpreußen, dieses deutschen Malers irgendwie zu beschreiben oder zu werten. Corinth ist nicht nur ein „Maler des Fleisches" gewesen, sondern er ist von dem Geheimrat Professor Dr. Haendtke als der „fruchtbarste religiöse Maler der letzten Jahrzehnte" bezeichnet worden, wie denn das Thema „Gott und Mensch" vielfach in seinen Bildwerken zur Darstellung gekommen ist.

Wenn hier noch einige Worte über den Menschen Lovis Corinth wiedergegeben werden dürfen, dann die, daß dieser große Künstler einen ganz besonderen Typ des ostpreußischen Menschen verkörperte, der nach Haendtke den Mut hatte, im Sinne Kants „original und deutsch" zu sein.

So haben wir Ostpreußen das Recht, diesen geraden aufrechten Menschen, von dessen „bärenhafter Erscheinung", vierschrötigem Bauerntum" von dessen „ostelbischem Lachen" die Rede gewesen ist, als das ausgesprochene Urbild des Ostpreußens anzusehen und ihn als solchen im Gedächtnis zu behalten.

Der im Jahre 1858 geborene Künstler ist im Jahre 1925 gestorben, und der Mann gewesen, der den Namen der Stadt Tapiau im Gedächtnis mancher Deutschen aufleben lassen wird.

Erich Reichelt



Selbstbildnis mit Skelett. 1896

Europa und das Christentum

Dokumente der Menschlichkeit aus der Zeit der Massenaustreibungen gesammelt und herausgegeben vom Göttinger Arbeitskreis. Holzner-Verlag Kitzingen-Main. Gzl. 4.80 DM.

Wenn man sich einmal von dem landläufigen Begriff der Politik als einer Kunde von raffinierten fast dem Gaunerhaften sich nähernden Techniken löst und sich sagt, daß Politik die Lehre von den im letzten die Menschheit bewegenden Kräften bedeutet, dann muß das hier anzuzeigende Buch von den „Dokumenten der Menschlichkeit" als ein hochpolitisches Werk angesprochen werden. Der Hintergrund auf dem es sich abhebt, ist die Passion des Krieges, eine Leidensgeschichte in immer wieder sich erneuernder Schrecklichkeit. Es ist nichts, was an Grauenhaftem zu erdenken wäre, das unter dem Namen des Krieges einen höchst anrüchigen Schutz sucht, das hier nicht zur Sprache käme. Aber es gehört zur Unbegreiflichkeit der menschlichen Natur, daß inmitten all dieses Furchtbaren immer wieder von dem Gegensatz des Grauens her etwas in ganz elementarer Weise hervorbricht, das wie eine Botschaft aus anderer nicht gekannter und doch so ersehnter, in alle Ewigkeit ersehnter Welt das Gemüt des Menschen erhebt. Ist es das Schöpfertum des Leids, das hier spricht? Ist es ein bewußter Wille, der sich in der Entscheidung jedes Einzelnen, der hier zur guten Tat sich berufen fühlt, bewußt unbewußt durchsetzt? Ist es eine überirdische, außerweltliche Kraft, die in diesem Jammer hineinleuchtet und dem Menschen in eine andere, ja eine mögliche Welt Zutritt verschafft. Es wird Niemanden geben, der hier einer Antwort fähig ist. Aber es gibt Menschen, die von dieser Kraft berührt werden und denen dann die Fähigkeit gegeben ist, von ihr zu reden.

Aus der Erkenntnis dieses Geheimnisses der menschlichen Seele ist dem Göttinger Arbeitskreis der Gedanke zu dem vorliegenden Buch entstanden. Er erließ einen Aufruf in aller Öffentlichkeit und bat um Einsendung von Darstellungen, die jenem kurz angedeuteten Tatbestand entsprechen. Das Ergebnis war erstaunlich. Fast Mitglieder aller Feindstaaten des deutschen Volkes traten nun auf und legten Zeugnis ab von einer Gesinnung, die dem Geist des Krieges widersprach, sie legten Zeugnis ab durch den Bericht ihrer Feinde.

Auch im Rahmen dieser kurzen Mitteilung soll das unmittelbare Erlebnis zu Wort kommen. Für viele seien stellvertretend zwei kleine Darstellungen (S. 88) wiedergegeben:

Sie buken das Brot für uns

Auf der Flucht März/April 1945 durch Pommern, wo ich mit mehreren Frauen und Kindern endlose Strecken zu Fuß zurücklegen mußte, waren es immer wieder französische Kriegsgefangene, die uns vor Belästigungen der Russen schützten. Sie kamen in Gruppen mit Karren und Handwagen, und wenn sie merkten, daß die Russen über uns herfallen wollten, nahmen sie uns in die Mitte ihrer Kolonne, und wir waren gerettet. Diesen Schutz der französischen Kriegsgefangenen verdankten wir 14 Frauen und Kinder, Untaten der Russen entgangen zu sein.

Unser Brotvorrat ging zu Ende. Wir Erwachsenen nahmen mit Kartoffeln vorlieb, aber die Kinder verlangten nach Brot. In einem Dorf, das von den Bewohnern verlassen schien, sahen wir in der Bäckerei den Schornstein rauchen. Ich ging ins Haus und stand in der Backstube französischen Kriegsgefangenen gegenüber, die für sich Brot backen wollten. Als ich ihnen meine Bitte nach Brot vorbrachte, für 14 Frauen und Kinder, sagte man mir, wir möchten eine Stunde warten und uns in den Nebenraum setzen und uns aufwärmen. Nach einer Stunde war das Brot fertig und wir bekamen pro Person zwei Brote je zwei Pfund. Diese edelmütige Tat verdient ebenfalls erwähnt zu werden.

Die Wolldecke

Am 15. Januar 1945 mußte ich mit meinen damals drei kleinen Kindern im Alter von neun, vier und drei Jahren aus Bergstadt O. S. meiner Heimat, flüchten. Da die Strecke über Breslau schon abgeschnitten war, nahm uns ein Treckschlitten in Neustadt O./S. auf, den ein französischer Kriegsgefangener führte. Es herrschte damals 20 Grad Kälte. Mein neunjähriger lief hinter dem Schlitten her, da er vor Kälte nicht mehr sitzen konnte. Unter einer dünnen Wolldecke lag mein damals Dreijähriger halb erstarrt. Da wickelte sich der französische Kriegsgefangene seine Wolldecke von seinen Füßen, warf sie mir zu und sagte: „Das Kind gut einwickeln, sonst erfrieren". Ich bin ihm heute noch für diese Tat dankbar.

Europa und Christentum

Es sind Heimatvertriebene, deren Schicksale den Inhalt dieser Dokumente ausmachen. Sie bringen aber nicht nur ihre Not, ihr Leid, ihren Verlust, sondern es ist in sie eine Kraft gelegt, welche sie diese Dinge überwinden läßt. In diesem Buch heißt es einmal: „Es mutet den Vertriebenen nur zu oft geradezu als lächerlich an, wenn er das Haften am Besitz, das hemmungslose Erwerbsstreben beobachtet, wie es weithin festzustellen ist."

Wenn es heute jemand unter Beweis gestellt hat, daß ihm die sittlichen Werte wichtiger, wertvoller, dauerhafter sind als alles andere, dann ist es der Heimatvertriebene, der deutsche Mensch aus dem Osten. Er ist es, der heute den Finger auf die blutende Wunde der Menschheit legt; er ist es in erster Linie, der offen sich zur Überwindung von Haß, Rache, Vergeltung bekennt, der da weiß, daß nur in dieser Erkenntnis das Düstere dieser Zeit überwunden werden kann. Hier öffnet sich eine wahrhaft europäische Sicht, hier wird die Wurzel christlicher Gesinnung freigelegt.

Der Wahnsinn von der Kollektivschuld eines Volkes findet hier seine Überwindung. Auf den einzelnen Menschen muß es ja immer ankommen; ob in dem Einzelnen das Licht sich entflammte, darauf kommt es an. Hat denn nicht ein Einzelner, dermaleinst die Welt überwunden? War er nicht der größte Politiker aller Zeiten? Wer dieses Buch von den Dokumenten der Menschlichkeit gelesen hat, der wird es mit dem Bewußtsein aus der Hand legen, daß ihn Geist von jenem Geist angesprochen hat. Es ist ein Buch vom größten Gebot Gottes, ein Buch von der Nächstenliebe in der Welt. Wissen die Regierenden von ihm? Wissen sie, daß es Menschen des Ostens sind, Menschen des deutschen Ostens, die hier ihre Stimme erhoben haben? Menschen die ihre Heimat aufgeben mußten und trotzdem davon zeugen, wie der Feind ihnen half? Aus dem deutschen Osten wird diese uralte Weisheit hereingetragen in diese jetzige Welt, die der Probleme gewiß genügend enthält. Aber es erhebt sich eine bange Frage. Ist es denn notwendig, daß die Menschen erst durch tiefe Not, schwerstes Leid hindurch müssen, um zu erkennen, was Menschlichkeit ist, Menschlichkeit die stärkste politische Kraft?

Prof. Götz von Selle

Unterwegs

Eine Nacht. Eine Nacht hart ausgestreckt.
Ohne Schlaf. Nur mit dem Mantel bedeckt
Zwischen Flüchtlingen und Soldaten.
Ob nicht der Himmel niederfällt?
Mir ist, als sei die ganze Welt
Aus allen Fugen geraten.

Mir ist, als wolle mein Herz nicht mit,
Mein Herz, das nie solchen Schmerz erlitt,
Das will in der Heimat bleiben.
Doch die Wagen werden von neuem bespannt,
Und wir lassen uns weiter durchs liebe Land
Vertreiben.

Wir lassen uns treiben, wohin — wohin?
Ob du hungrig bist? Ob ich hungrig bin?
Wir sind ja Weggefährten.
Und würde die Heimat nur tot und leer,
Nur eines von Gott zu erbitten wär,
Daß einst wir wiederkehrten.

E. v. Olfers-Batocki

Ostpreußische Heimat

„Wir Ostpreußen". Herausgegeben von Gunther Ipsen, eingeleitet von Ottomar Schreiber. (In der Sammlung: Heimat im Herzen) Akademischer Gemeinschaftsverlag Salzburg 1950. 405 Seiten, 24 Bilder (Preis ca. 12 DM).

Wie eine großartige Heerschau über die Geister des ostpreußischen Landes wirkt dieses schöne Buch, das Gunther Ipsen in dem für die Sache des deutschen Ostens so hervorragend tätigen Akademischen Gemeinschaftsverlages Salzburg herausgegeben hat, geleitet von eben so schönen wie tief verwurzelten Worten Ottomar Schreibers. Weit über hundert Einzelbeiträge sind hier zusammengetragen worden, gelenkt von einem einheitlichen Willen zu einem geschlossenen Ganzen, zu dem geistigen Antlitz Ostpreußens. Vielleicht wird selbst den Kenner so manches Stück überraschen, viel Bekanntes steht neben so manchem aus tiefem Schacht Hervorgeholten.

Die weltpolitische Situation des alten Ordenslandes kommt zu Wort (Heimpel, Hermann von Salza), wie die Auswirkung dieser weitgesehenen Gründung in der deutschen Geschichte (Schieder, die großen Momente der ostpreußischen Geschichte) aber auch die entscheidende Rolle Preußens, besonders Königsbergs in der Reformzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts ist unter starkes Licht gestellt (Conze, Königsberg und die Erneuerung Preußens). Der sozialen Struktur des Landes wird aufmerksame Beachtung geschenkt (vor allem durch G. Ipsen betreut in drei großangelegten Aufsätzen).

Auch das Wirtschaftsleben der Provinz ist eingehend behandelt (besonders eindrucksvoll durch Frhr. v. Braun, Zucht und Ernte in Ostpreußen und Ulrich Hellbardt, Fleiß und Tüchtigkeit auf kargem Boden, sodann die beiden wichtigen Aufsätze von Rob. Koci, die Wirtschaftseinheit Ostpreußen und Ostpreußens Wirtschaft lebt weiter.) Der letztgenannte Aufsatz von R. Koci, der auf genauestem Material aufbauend, die unverwüstliche Volkskraft des verlassenen Landes deutlich macht, führt mitten in die Gegenwart hinein, deren Problematik am Schluß des Bandes W. Winter ein Mahnmal von erschütternder Eindringlichkeit errichtet.

Der geschichtlichen Entwicklung Ostpreußens sind besonders am Anfang des Buches verschiedene wichtige Arbeiten gewidmet. (Genannt seien vor allem die Aufsätze von W. Hubatsch und H. Schmauch.) Alle diese Studien sind stets eingebettet in eine Fülle mit großem Geschick ausgewählter kleinerer Texte aus der historischen Literatur des Landes, sei es aus dem Sagenschatz, oder den Ordenschroniken, Amtsberichten, Rechtsbüchern und sonstigen Aktenstücken. Die eigentliche Wissenschaft, in deren Geschichte Ostpreußen ja schließlich auch ein gewichtiges Wort mitgesprochen hat, ist weniger zu Wort gekommen. Von diesem Tatbestand ist selbst Kant betroffen, der nur in einem kleinen Aufsatz (G. v. Selle) behandelt wird, während Hamann und Herder (J. Nadler) ein vielfaches an Raum zugebilligt wurde. Daß David Hilbert (K. Schütte) erscheint, ist zu begrüßen, doch wäre ein Zusammenhang mit Kantischem Denken stärker zu begrüßen gewesen. Kopernikus findet schöne Würdigung durch Paul Fechter, aus dessen Feder fast die meisten der literarischen Porträts im vorliegenden Band stammen. Auf der Literatur mußte ja der Nachdruck naturgemäß liegen, und keinem besseren als Paul Fechter konnte die Betreuung dieses grundlegenden Teils des schönen Ostpreußenbuches vom Herausgeber anvertraut werden.

So sind alle die kleinen Aufsätze die Fechter beisteuert über Hoffmann, Wichert, Passarge, Sudermann, Schenkendorf wahre Schmuckstücke edler literarischer Miniaturkunst. Neben ihn trat noch K. Turley, der von Gottsched, Arno Holz und auch von Paul Wegener handelt. Ein besonderes Kunstwerk die Worte H. Zillichs über Agnes Miegel. Und auch hier ist uns in reichster Fülle das große originale Schrifttum des Landes in diese grundsätzliche Besinnung als lebendige Anschauung ausgebreitet. Alle haben sie beigesteuert, herangeführt vom Herausgeber, um ihr Wort zu spenden von Simon Dach an zu Herder, Hamann, Schenkendorf, Hoffmann, Gertrud Papendiek, Fritz Skowronnek, Ludwig Passarge, H. Sudermann, Arno Holz, Ottfried Finckenstein, Erminia von Olfers-Batocki, William v. Simpson, Käthe Adrée, J. Wolff, Fritz Kudnig, Friede Jung, Walter Scheffler, Gertrud v. d. Brinkken bis eben zu Agnes Miegel.

Fast ist es überflüssig, daß auch der Darstellung des Raumes, der Landschaft weiter Platz eingeräumt ist: Nehrung (Passarge), Rossitten (Thienemann), Masuren (Skowronnek), Ermland (Schmauch, Hintz), Marienburg (J. Schaffner), Samland (Gregorovius), Erlenbruch (v. Sanden), Galtgarben (Winnig), Bernsteinküste (Adrée), Memel (Sudermann) tauchen vor dem geistigen Auge auf. Aber auch für das leibliche Auge ist wohl gesorgt. Eine ausgesuchteste Auswahl herrlicher Bilder aus dem ganzen Land Ostpreußen bildet den Abschluß dieses Bandes, in dem zu lesen stets einer Feierstunde vorbehalten sein sollte.

Nehmt alles nur in allem! Es ist ein wunderschönes Buch geworden, das Herausgeber und Verlag in mühevollster Arbeit geschaffen haben. Ihr Ostpreußen nehmt hin und lest! **gs.**

Ostpreußischer Herbst

Der Herbst in Ostpreußen war gewöhnlich lang und sonnig. Besonders der September brachte herrliche Nachsommertage, die zu den schönsten Erinnerungen zählen. In licht-verzauberter Regungslosigkeit verharrten die farbenfunkelnden Wälder, an den Häusermauern verblutete der wilde Wein. In stiller Seligkeit verschwebten die Marienfäden — Altweibersommer. — Hoch in den Lüften zerschnitt die Stille der Schrei der keilförmig ziehenden Graugans, aber schöner noch war das Bild der schwingengewaltigen Wildschwäne, die zu anderen Gestaden strebten. Eine süße Schwermut breitete sich aus, eigentümlich weh und irgendwie voll Sehnsucht. Von den Feldern holte man den letzten Erntesegen.

Endlose Rauchschwaden der Kartoffelfeuer belagerten das Land mit beizendem Geruch. Die Kinder brieten Kartoffeln und Heringsköpfe darin, die bestimmt nirgends so schön schmeckten, wie eigenhändig im Kartoffelfeuer gebraten, obwohl sie halbwegs ungenießbar verbrannt waren. So zauberte die Phantasie ein bischen Herbstromantik dazu, ohne daß sie es wirklich zu sein brauchte. An windfrischen Tagen aber ließ man den „Alf" steigen, während in der Ferne die Jagdhörner erschollen, daß es lustig anzuhören und anzusehen war. Wahrlich, edle Jagdgründe bot das weite Land Ostpreußen, das die Waidmannsherzen höher schlagen ließ. Die verträumten Seen verhüllten sich abends in dichten Nebel, um schließlich bei steigender Sonne wie in Verklärung neu aufzuleuchten.

Alles das zwang einen, die Heimat wie durch eine Art Liebe in sich aufzunehmen und der Seele unvergeßlich einzufügen. Und darum ist es so, daß die Sehnsucht nach ihr niemals aufhören wird. **Erich Seddig**

Das große Sehnen

Es geht auf nackten Füßen
Viel Schmerz durch unsre Zeit;
War solch ein Blutvergießen,
Das nun die Kinder büßen
Für Aller Schuld und Leid.

Es pocht mit scheuen Blicken
Viel Not an Tor und Tür;
Das Alter grau an Krücken
Trägt auf gebeugtem Rücken
Die Last von mir und dir.

Es hockt im Abendscheine
Überall der Tod.
An jedem Wegesraine
Setzt er die Meilensteine
Der heimatlosen Not.

Es geht das große Sehnen
Als Bettler durch die Zeit;
Will an ein Herz sich lehnen
Und stirbt in Nacht und Tränen
An seiner Einsamkeit.

Ernst Windmüller

Eine Karte von Ostpreußen

Eine ausgezeichnete Karte von Ostpreußen und Danzig, herausgegeben von der „BZ am Mittag", Auslieferung Robert Windfelder, Buchhandlung Aurich, Sandhorst, (Preis 2.70 DM), bringt in einer selten klaren und übersichtlichen Weise unsere Heimat, Straßen, Wälder, Seen. Selbst kleinste Orte sind genauestens verzeichnet, so daß diese Karte, auf deren Rückseite sich zahlreiche Stadtpläne ostpreußischer Städte befinden, den Beifall aller ostpreußischen Landsleute finden wird. —s

„Ostdeutschland"

Im Holzner-Verlag erschien soeben — vom Göttinger Arbeitskreis herausgegeben — unter dem Titel „Ostdeutschland", ein Hand- und Nachschlagebuch über die Gebiete ostwärts von Oder und Neisse.

Postbezieher, Achtung!

In der Zeit zwischen dem 18. und 23. ds. Mts. kommt der Briefträger, um das Bezugsgeld für die Monate Oktober bis Dezember (1,05 DM einschl. Zustellgebühr) zu kassieren. Wir bitten unsere Leser, den Betrag bereit zu halten.

Bei Nichtzustellung unserer Zeitschrift bitten wir alle Postbezieher, sich zuerst an das zuständige Postamt zu wenden. Erst wenn diese Reklamation nicht hilft, bitten wir, den Verlag zu benachrichtigen.

Streifbandbezieher, deren Bezugsgeld mit dem Monat September abgegolten ist, werden nunmehr von uns zum Postbezug angemeldet. Der Postbote wird sich daher auch bei diesen Beziehern in den nächsten Tagen melden.

Über den ostdeutschen Geist

Von Prof. Dr. Götz von Selle, Göttingen



Prof. Dr. Götz von Selle, Verfasser des Buches „Deutsches Geistesleben in Ostpreußen" Aufn.: Paul

Wer ostdeutschen Boden nicht betrat, der kennt Deutschland nicht. Wer aber wollte nun nicht, wenigstens auf den ersten Blick, verneinen, daß dieser Satz weiter nichts ist, als ein solcher der Erfahrung, ein Satz, der lediglich geprägt ist aus einfacher, logischer Notwendigkeit. Aber es zeigt sich dabei doch sofort das Schwierige, daß er gerade im logischen Sinn nicht beweisbar erscheint, daß diesem Satz Elemente beigemischt sind, die über die Sphäre des rein Logischen hinausgreifen. Das heißt also: wir stehen — in Kantischem Denken ausgedrückt — vor einem Urteil, dem in starker Weise apriorische Bestandteile beigegeben sind, die letzten Endes sein Wesen ausmachen, die ihm seinen Sinn geben. Wir stehen im Grunde vor einem Vorgang, der auch das Wesen der mathematischen Erkenntnis ausmacht. Denn auch sie wird schließlich zu dem, was sie ist, wenn sie sich darüber klar wird, daß sie ihre spezifische Eigentümlichkeit durch außer-logische, außer-erfahrungsmäßige Bestandteile erlangt. Die geschichtliche Erkenntnis lebt aus derselben Überzeugung. Die Feststellung einer Tatsache erscheint hier wie dort als das Einfachste vom Einfachen, es haftet all dem etwas Handwerksmäßiges an, wenn auch beileibe nichts der Verachtung wertes. Wesentlich aber ist, hier wie da, was darüber hinaus sich bildet, das Prinzipielle der Erkenntnis, um es ganz allgemein auszudrücken, die axiomatische Erkenntnis, um deren Wesen Kant gerungen hat. Es gibt Axiome, in der Mathematik wie in der Geschichte.

Jener von mir eingangs gesagte Satz ist ein historisches Axiom. Er trägt die wesentlichen Merkmale eines solchen, vor allem das der logischen Unbeweisbarkeit. Sein Wahrheitsanspruch ist unbedingt gegeben und zu Recht bestehend.

Ein Anderes.

Es wird immer als eine problematische Sache angesehen werden, wenn man die Heimat des Menschen für die Erklärung seines geistigen Wesens in Anspruch nehmen will. Indes, wie es den Naturwissenschaften gestattet ist, Versuche anzustellen, in denen es gilt, naturgegebene Dinge unter bestimmten Voraussetzungen zu betrachten, in der Erwartung von Erkenntnissen, die den wahren Gehalt der beobachteten Objekte oder Vorgänge bestimmen — welche großen Ergebnisse hat eine solche Methodik gezeitigt! — so muß es auch in den sogenannten Geisteswissenschaften möglich sein, bestimmte geistige Gewebe gewissermaßen einzufärben. Jede Erkenntnisweise ist ja schließlich nur eine Methode. So muß man auch hier zu möglichen Beobachtungen kommen dürfen, die auf anderem Wege nicht zu erlangen sind.

Es muß sich hier um etwas handeln, das man in den Begriff einer geistigen Konstitution begreifen möchte. Das sind freilich Dinge, die nur mit größter Behutsamkeit behandelt sein wollen. Es gilt geheimen Verbindungen geistiger Verwandtschaft nachzuspüren, eine Arbeit, die zunächst eben den Charakter der Hypothese tragen muß. Diese besteht darin, daß eine Verwandtschaft zwischen den Menschen und seiner Heimat vorhanden ist, die sein Wesen wenn auch nicht ausmacht, so doch ihn zu charakterisieren vermag. Auch die Geographen wissen davon, daß die Lebensformen im Raum ihre Wurzeln haben. Wie der Raum eine Form unseres Denkens ist, so muß er mit Notwendigkeit auch unser Handeln, unser gesamtes Dasein bestimmen. Das hat nichts mit einer nationalistischen Auffassung der Dinge zu tun. Wäre dem so, so bedeutete diese Überlegung eine politische Perversion. Niemand kann bestreiten, daß Männer wie Shakespeare, Leonardo, Descartes, Kant der Menschheit angehören, ihnen in das Herz zu schauen indes vermag nur ihr Landsmann.

Es entspricht also keinem Anspruch, sondern einer natürlichen Gegebenheit, wenn wir hier sprechen: Über den ostdeutschen Geist.

Gibt es so etwas überhaupt? Wie ist es zu einem solchen gekommen? Wiederum dürfen wir uns der Hilfe der Geographen erfreuen. Es ist festgestellt worden, daß in Ost-Europa fast wie ein Gürtel eine eigentümliche Landstrecke besteht, die sich etwa vom Peipussee an bis in den äußersten Süden Europas hinstreckt. Das ist eine ganz nüchterne Feststellung. Der Mensch ist aber in seinem Schicksal mit dem Raum, mit der Landschaft verknüpft. Und so kann man wohl einsetzende geschichtliche Vorgänge als das Bewußtsein einer Landschaft zu begreifen suchen.

Im Westen der Linie, die ich eben andeutete, ist es nun zu dem gekommen, was wir Ostdeutschland nennen. Ganz allmählich bildete sich eine Welt, in die sich wohl unendlich verschieden, aber in ihrer Bestimmung eindeutig geschlossen vor einer anderen stehend, die für sie eine Fremdheit bedeuten mußte. Das Reich dieser Welt erstreckt sich von Riga bis Wien. Das Problem ist stets das gleiche, nur die Art der Begegnung ist verschieden. Aber die Grenze bestimmt das Wesen dieser Menschen, es haftet ihnen etwas Elementares an. An der Grenze schärft sich der Blick für diese Dinge. Der deutsche Osten entwickelt sich wie eine große Entelechie, es ist — um ein Lieblingswort Kants zu gebrauchen — ein unendlicher Progressus, der dort abläuft. Und die einzelnen Landschaften treten in diesem Vorgang auf wie in einem edlen Wettstreit, ineinander verflochten. Bald wird das Problem im Norden sichtbar, bald im Süden, bald in der Mitte. Jeder weiß um seine Rolle. Bald ist es Preußen, bald Österreich, oder das Baltenland, Pommern, Schlesien, welche das Wort ergreifen. Und oft genug verlangt eine höhere Regie den wiederholten Auftritt des Einzelnen. Was sich dort abspielt, ist die Geschichte des ostdeutschen Geistes. Es zeigt sich, daß sich hier wesentliche Elemente der deutschen Geschichte überhaupt entwickeln.

An der Grenze schärft sich der Blick. Wir wollen nicht vergessen, daß Luther ein solcher Grenzlandmensch gewesen ist. Es ist kein Zufall, daß er die sprachschöpferischen Impulse in sich aufnimmt, denen einige Generationen vor ihm die neuhochdeutsche Schriftsprache ihre Entstehung verdankt. Luther vollendete diesen Prozeß. Verweilen wir einen Augenblick im sprachlichen Bezirk. Es ist auch kein Zufall, daß es einem Mann wie Opitz im Osten aufging, was eigentlich ein deutscher Stil ist. Gewiß nimmt er Anregungen in Holland und Heidelberg auf, aber das Neue formt sich ihm in der Heimat, und hier spricht er es aus. Des Schlesiers Opitz' Werk vollendet Gottsched, der Ostpreuße, viel von einer undankbaren Nachwelt verlästert, die freilich ohne sein Reinigungswerk niemals zu ihrem vernichtenden Urteil über dessen Urheber gekommen wäre. Und dann kommt Hamann. Für ihn ist die Sprache Ausgangspunkt allen Denkens, sie ist ihm „Mutter aller Vernunft". Die Würde des Menschen findet hier ihr absolutes Fundament. Im Wort erlebt der Mensch die Offenbarung Gottes. Im Anfang war das Wort. Die Deutschen jener Tage sind aus dem Bann jener tiefsinnigen Logos-Spekulation, wie Hamann sie in theozentrischer Absicht entwickelt hatte, nicht mehr herausgekommen. Bis in unsere Tage hinein ist das Kreisen um die Sprache aus ostdeutschem Bezirk nicht gewichen. Arno Holz und Rudolf Borchardt sind dafür Zeugen.

Hamann war der gottinnigste Mensch, den Ostpreußen hervorgebracht hat. Aber andere Länder schufen hier Bedeutenderes. Schlesien überragt sie alle. Von den Tagen Kaspar Schwenkfelds her ist hier ein Leben gelebt worden, oft in der Verborgenheit, aber stets in der tiefsten Ehrfurcht vor dem Transcendenten, vor Gott. Es ist eine andere imponierende Linie ostdeutscher Geistigkeit, die von Schwenkfeld weist zu Boehme, dem Propheten einer dem All verhafteten Gotteskinderschaft, dem Sucher nach dem Herzen Jesu Christi, zu Angelus Silesius, dem cherubinischen Denker, der den Menschen zu seinem Wesen, zu Gott führen will, zu Zinzendorf, zu Schleiermacher, der eine schlechthinnige Abhängigkeit des Menschen von Gott neu erdenkt, bis hin zu Dietrich Bonhoeffer, dem Verkünder eines gehorsamen Lebens. Zinzendorf und Schleiermacher entstammen, wie auch Comenius, jener großen Bewegung der Brüdergemeinde, die ihren Ursprung im Osten hat, und die von der größten Bedeutung für die Welt wurde, indem sie den Gedanken einer innerlichen Wiedergeburt des christlichen Menschen in die breitesten Kreise trug. In Böhme, Czepko, Silesius, Comenius mischen sich germanische mit slawischen Elementen, ein Auffangen und Umgießen bestimmter Strömungen findet statt.

In dem großen 17. Jahrhundert gebührt Schlesien in Deutschland der Vorrang. Neben dem, was hier nur angedeutet werden konnte, weiß die Literaturgeschichte vieles zu berichten. Ich nenne nur den einen Namen Gryphius. Ohne diese Menschen wäre vieles ungelöst geblieben, was die Zeit bewegte. Weit darüber hinaus ist dieser Geist des Gottsuchertums lebendig geblieben. Im letzten sind Männer wie Gerhart Hauptmann und Hermann Stehr, dem es um eine neue evangelische Gesinnung geht, wie auch Joseph Wittig nur aus dem Innersten zu Gott erregten Landschaft verständlich.

(Den zweiten Teil dieses Aufsatzes bringen wir in der Oktober-Ausgabe.)

SPÄTSOMMERWEG

Die Felder atmen Brandgeruch,
der Rauch zieht still und träg,
hängt wie zerschlissnes Fahnentuch
herab auf unsern Weg.

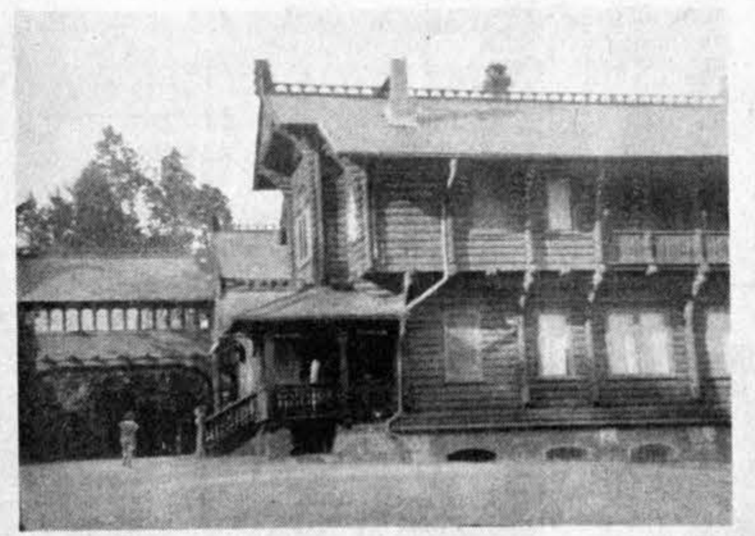
Das Licht zerfließt perlmutterfarb,
die Luft ist mädchenweich,
der Windhauch überm Land erstarb
und rühret nicht den Teich . . .

Das hohe Gras am Teiche steht,
es regt sich nicht und sinnt . .
Du Weg, der durch die Felder geht!
Du Leben, das verrinnt!

Hans-Joachim Haecker

Rominten / Von Vera Börriess

Wohl erst nachdem wir sie verloren haben, ist es den meisten von uns recht zum Bewußtsein gekommen, wie unsagbar schön unsere ostpreußische Heimat war! Mit zu den schönsten Stellen dieses Erdenparadieses gehörte die Rominter Heide und mit ihr der Ort und das Jagdschloß Rominten. Mitten im herrlichsten Hochwald gelegen, war dieses Jagdhaus ganz aus Holz im nordischen Stil erbaut. Es waren eigentlich zwei Gebäude, die durch eine überdachte „Brücke" mit einander verbunden waren. Der linke Teil war der „Kaiserflügel", der rechte der „Kaiserinnenflügel". Beide in gleicher Ausführung und durch ihre Einfachheit und Stilechtheit so besonders eindrucksvoll wirkend. Wunderbar die weiten Rasenflächen und vor einer besonders schönen Baumgruppe das Standbild eines mächtigen Hirsches, der so majestätisch dastand, daß man, aus weiterer Entfernung gesehen, glaubte, ein lebender Hirsch stände dort!



War Schloß Beynumen das Ziel der kunstverständigen Menschen, so zog es wohl jeden Waidmann, jeden, der den Wald mit seinem Edelwild besonders liebte, nach der Rominter Heide, wo der Hirsch, der „König der Wälder", sein Hauptrevier hatte. Wohl jedes Jägerherz schlug höher, dem es vergönnt war, im Herbst während der Brunftzeit dieser wahrhaft königlichen Tiere, dort eine Zeit zu verbringen. Unvergeßlich wird wohl jedem, der einmal dort weilen durfte, dieser herrliche Fleck ostpreußischer Erde bleiben.

„Land der dunklen Wälder . . ."

Der Komponist des Ostpreußenliedes 50 Jahre alt

In aller Stille wurde am 17. April dieses Jahres Professor Herbert Brust, der größte lebende ostpreußische Komponist und bedeutendste Kirchenmusiker des deutschen Ostens, 50 Jahre alt. Brust wirkt heute in bescheidenen Verhältnissen an einer Oberschule in Bremerhaven als Musikpädagoge.





Seit fast einem halben Jahrtausend hat der deutsche Osten und besonders das Ordensland Ostpreußen immer wieder schöpferische Menschen hervorgebracht, die bestimmend für das Kultur- und Geistesleben Deutschlands, des Kontinents, ja, der Welt wurden. Aus Ostpreußen kamen Männer wie Kant, Kopernikus, Wiechert, um nur einige zu nennen, aber bis zu Beginn dieses Jahrhunderts hat es in unserer Heimat — wenn man von Otto Besch absehen will — keinen repräsentativen Musiker gegeben. Wohl ist besonders Ostpreußen reich an volkstümlichen Komponisten gewesen, aber die Kraft, sich über die engeren Grenzen seiner Heimat hinaus durchzusetzen, war bisher nur einem gegeben: Herbert Brust.

Das Geburtshaus des Komponisten in Königsberg, dort wo er am 17. April 1900 das Licht der Welt erblickte, stand dort, wo sich später die Konzertsäle der Stadthalle erhoben. Schon früh schien dem Jungen die Musik im Blut zu liegen, und als er — Brust war damals eben vierzehn Jahre alt — zum ersten Male die Orgel im Dom zu Königsberg spielen durfte, stand sein weiterer Lebensweg fest. Besonders die Orgel, die Brust auch heute noch als eines seiner Lieblingsinstrumente bezeichnet, hatte es ihm angetan.

Dank der hervorragenden Förderung, die Brust durch den damaligen Domorganisten und Kirchenmusikdirektor Walther Eschenbach zuteil wird, gelingt es dem jungen Musiker, mit sechzehn Jahren — nach dem Tode von Max Oesten — als Organist an die Loebenicht'sche Kirche zu kommen. Er vertieft seine theoretische Ausbildung bei Reinhold Lichey, der zu jener Zeit einer der bedeutensten Lehrer am Königsberger Konservatorium war, und geht schließlich von 1919—1922 auf die Musikhochschule nach Berlin. Männer wie der Berliner Domorganist Professor Walter Fischer, der sein Orgellehrer wird, und Professor Koch, der ihn in Komposition unterweist, bestärken den kaum dem Jünglingsalter entwachsenen Brust in seinen Zukunftsplänen: Orgel und Kompositionen sollen sein Leben als Musiker ausfüllen. Kurz nach Beendigung seines Studiums kehrt Brust im Jahre 1924 in seine geliebte Heimat zurück und erwirbt bald ein Haus in dem samländischen Fischerdorf Neukuhren. Bezeichnend für des Komponisten tiefes Zugehörigkeitsgefühl zum Boden seiner Väter ist der Spruch, den er über dem Türbalken einmeißeln läßt: „Der Heimat Rauch ist leuchtender als Feuer!" Aus dieser Einstellung heraus wird auch verständlich, daß Brust im Jahre 1939 eine an ihn herangetragene Berufung, als Professor an die Hochschulen in Frankfurt a. M. zu gehen, entschieden ablehnt.

Brust's Werke kann nur der eigentlich verstehen, der um die tiefe Heimatliebe des Komponisten weiß. Fast alle seine Themen sind aus dem Niederschlag dieses fast sacral verinnerlichten Erlebens gestaltet. — Als Schöpfer zahlreicher geistlicher Chor- und Orgelwerke, Kantaten, sowie als Komponist schlichter Volkslieder, aber auch moderner Kamermusik, ist Herbert Brust während der letzten Jahrzehnte weit über die Grenzen Ostpreußens hinaus bekannt geworden. Zu den hervorstechendsten Werken des Künstlers gehören neben der „Bernstein-Kantate" und Ernst Wiecherts „Großen Totenspiegel" das unter dem vergangenen Regime verboten war, die großen Liederzyklen, von denen wohl am schönsten die „Gesänge um das tägliche Brot" und „Gesänge der Liebe" sind. Mit dem Ostpreußenlied „Land der dunklen Wälder" hat Brust unserer leidgeprüften Heimat ein unsterbliches Denkmal gesetzt.

B. Krause — Reussen

PROF. WALTHER ZIESEMER:

Die Marienburg

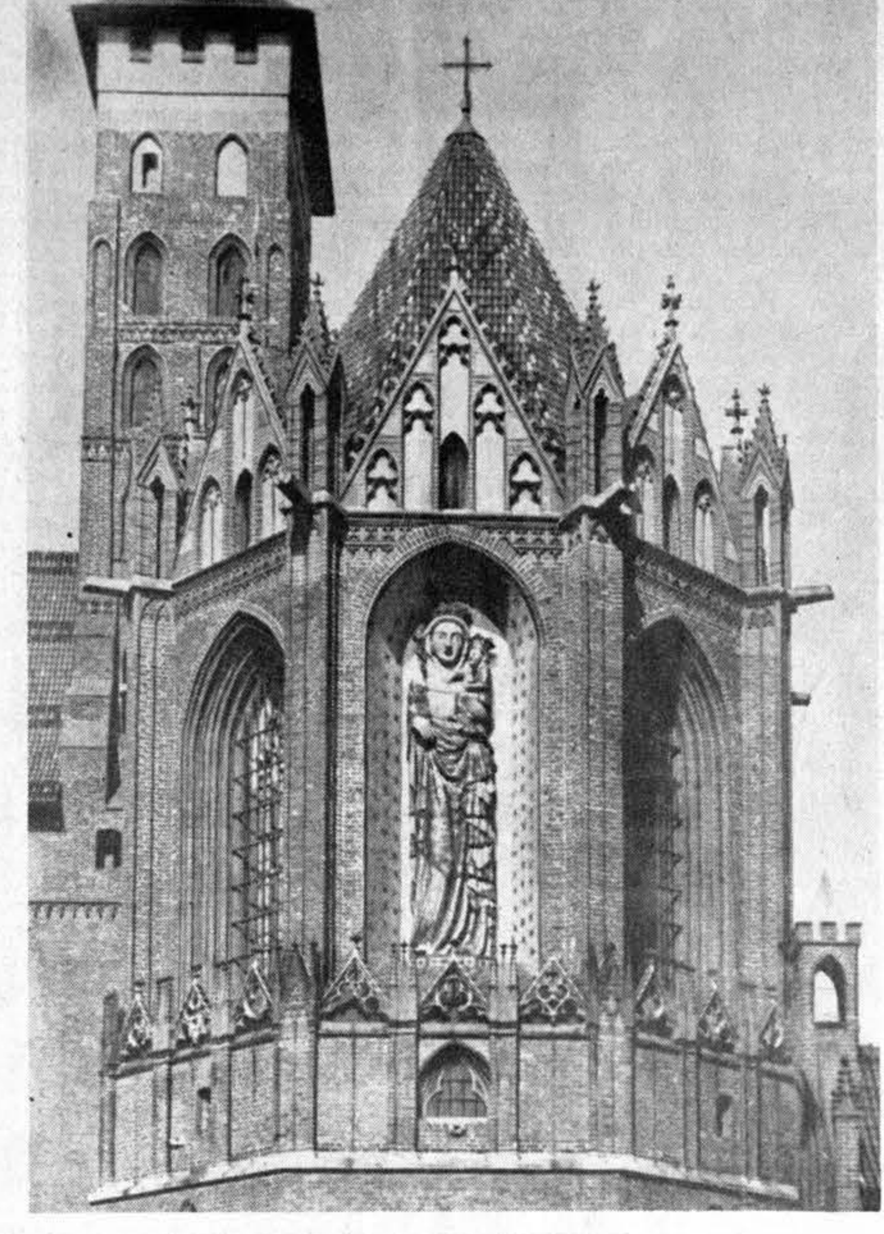
„An der Nogat grünen Wiesen steht ein Schloß in Preußenland / Das die frommen deutschen Riesen einst Marienburg genannt / An der Mauer ist zu schauen Bildnis, leuchtend groß und klar / Bildnis unsrer Lieben Frauen, die den Heiland uns gebar."

So sang einst der ostpreußische Dichter Max von Schenkendorf, der die Marienburg auf einer Wanderung im Jahre 1803 gesehen hatte. Er war von ihrer Größe und Schönheit überwältigt, aber auch zugleich empört über willkürliche Zerstörungen und geschmacklose Umbauten. So schrieb er einen leidenschaftlichen Aufsatz, der mit den Worten schloß: „Wer retten will und kann, der rette bald, denn Eile ist nötig." Dieser Aufsatz gab den ersten Anstoß zur Erhaltung und Wiederherstellung der Marienburg.

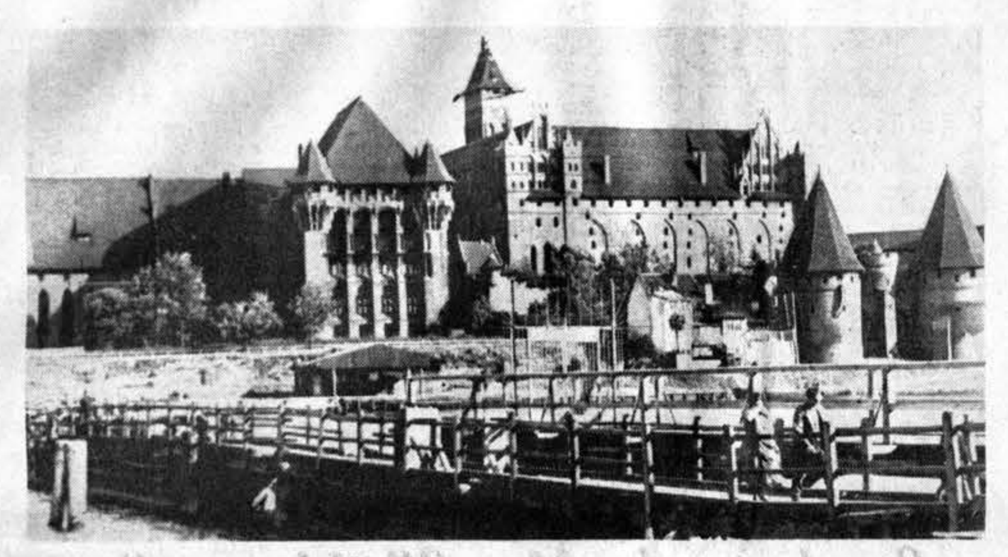
Was sah Schenkendorf in diesem Bauwerk? Nicht nur die einstige Schönheit altdeutscher Baukunst. Er erblickte in ihm ein Sinnbild für die Vereinigung der höchsten Ideale des abendländischen Mittelalters: Harmonie christlicher Frömmigkeit und weltlicher Arbeit. Nicht das Mönchtum allein konnte ein solches Ideal erreichen, auch nicht das Rittertum allein, sondern — soweit überhaupt erreichbar — die harmonische Vereinigung von christlich-mönchischem und weltlich-ritterlichem Leben. Solche Ideale fanden im Mittelalter am ehesten in den geistlichen Ritterorden ihre Verwirklichung. Die bedeutendsten sind der Templerorden, der Johanniterorden, der 1190 in Palästina begründet wurde. Wer in den Orden eintrat, mußte alles, was sonst das Leben in der Welt lebenswert macht, verlassen und seine ganze Kraft dem Orden geben.

Einer der ersten Hochmeister des Deutschen Ordens, Hermann von Salza, ein genialer Staatsmann, wurde für die weitere Entwicklung des Ordens von entscheidender Bedeutung. Er war ein Freund des Staufenkaisers Friedrich II. und stand zugleich mit der Kurie in Rom in enger Verbindung. Er gab dem Orden auf europäischem Boden neue Aufgaben, zunächst in Ungarn, danach in Preußen.

Die Preußen, zwischen Weichsel und Memel wohnend, gehörten wie die Litauer, Letten und Kuren zum baltischen Sprachenstamm. Sie waren Heiden und drangen wiederholt in das südlich gelegene Masowien verheerend ein. Da rief der slawische Herzog Konrad von Masowien 1225 den Deutschen Orden um Hilfe. Hermann von Salza war bereit, ließ sich aber zur Sicherheit von Kaiser und Papst den Besitz des zu gewinnenden Landes bestätigen. Das geschah durch die berühmten Urkunden von 1226 und 1229. Ein Land, das so durch Kaiser und Papst geschützt wurde, gewann eine staatsrechtliche Sonderstellung von internationaler Weite. Im Jahre 1231 überschritten die Ritter bei Thorn die Weichsel, unterstützt durch Kreuzheere, die vom Papst gefördert wurden. Man ging zunächst weichselabwärts und gründete Orte wie Kulm, Marienwerder, Christburg, Elbing, um dann weiter am Haff nach Balga und in das Samland zu gelangen, wo 1255 Königsberg gegründet wurde. Es war für den Orden wichtig, die Schiffahrt auf der Weichsel zu sichern. Er besaß an der Teilung von Weichsel und Nogat eine kleine Burg, Zantir, sie wurde 1276 aufgegeben und an der Nogat weiter nördlich die Marienburg gegründet. Zunächst eine Komtureiburg wie die andern. Erst als 1308 das westlich der Weichsel gelegene Pommerellen mit Danzig zum Orden kam, gewann die Lage der Marienburg, in der Mitte des ganzen Gebietes, eine besondere Bedeutung und wurde 1308 zum Haupthaus des Ordens ausersehen.



Die Schloßkapelle mit dem Mosaikbild der Mutter Gottes



Blick auf die Marienburg vom jenseitigen Nogatufer

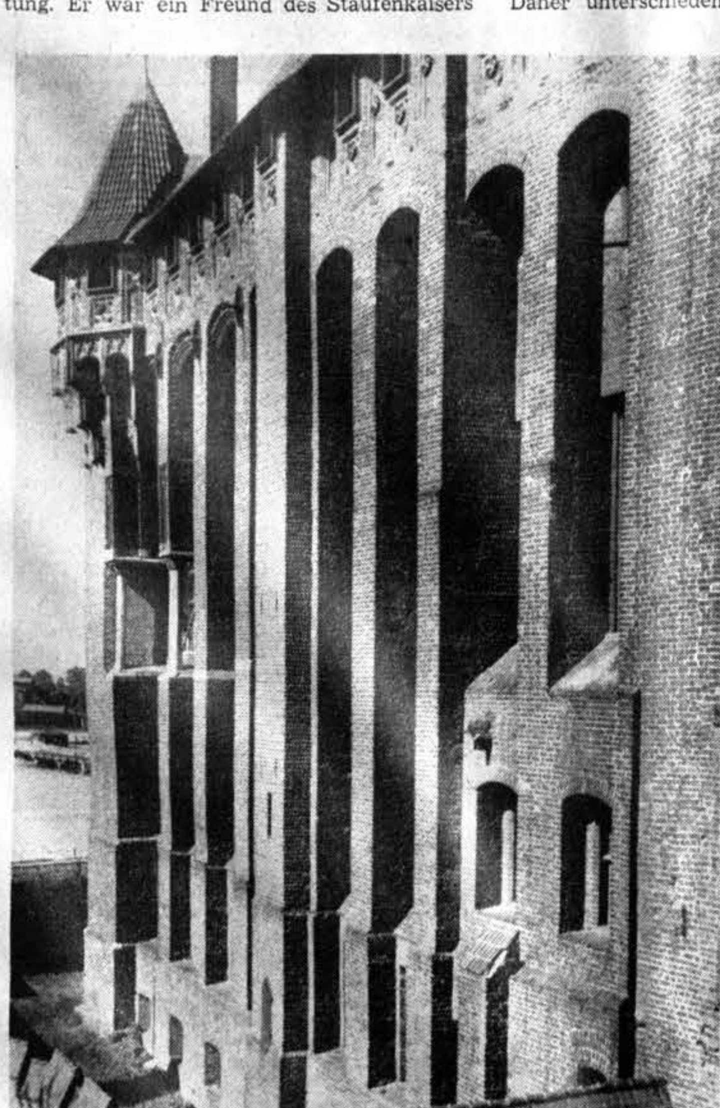
Die Ordensbrüder wohnten nach klösterlicher Art in einem Konventshaus mit einem Komtur an der Spitze. Eine Komturei war wie ein Kloster ein geschlossenes, wirtschaftlich ziemlich unabhängiges Gebilde, und der Komtur hatte eine Stellung ähnlich wie ein Abt. Daher unterschieden sich die Ordensburgen wesentlich von den Burgen wie wir sie in West- und Süddeutschland kennen. Hier sind es adligen Geschlechtern angehörige Familienburgen, die von felsigen Höhen ins Tal hinabblicken: dort sind es Gemeinschaftsburgen, meist von Wassergräben im Flachland umgeben, dem ritterlich-geistlichen Charakter entsprechend Festung und Kloster zugleich!

Schon vor der Übersiedlung des Hochmeisters nach der Marienburg wurden Umbauten nötig, um das Haupthaus des Ordens aufzunehmen. Die Großgebietiger mußten in der Nähe des Meisters ihre Wohnstätte finden, es mußten für die Residenz Räume geschaffen werden und ebenso für Feste und Gäste. Die bisherige Vorburg wurde weiter nach Norden verlegt und an ihre Stelle ein Mittelschloß eingerichtet.

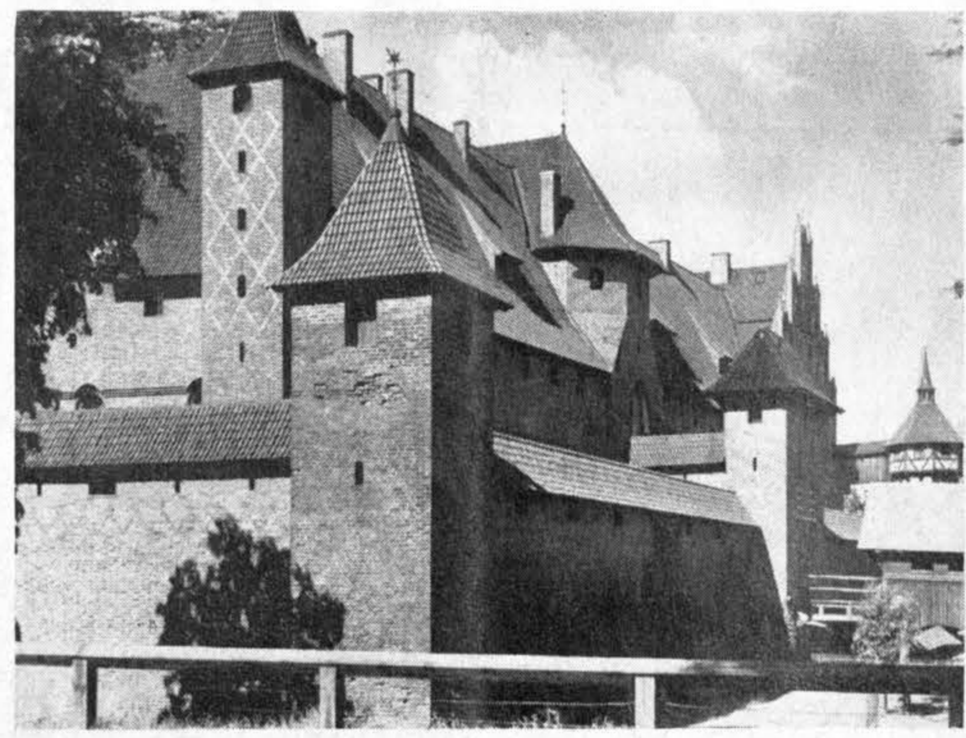
Wenn wir nun durch die Tore des Mittelschlosses in die Marienburg eintreten, so empfängt uns ein breiter Hofraum. Der Blick richtet sich nach der gewaltigen Masse des Hochschlosses, dem alten Komturgebäude. Über eine Zugbrücke kommen wir in einen Vorraum mit einem hohen Portal, wie es ähnlich in apulischen Bauten zu finden ist. Dann schreiten wir durch einen dunklen Gang und kommen in den Hof des Hochschlosses. Da empfängt uns unerwartet der Zauber einer wunderbaren Kunst. Um den Hof ziehen sich Kreuzgänge mit Granitsäulen und Maßwerken, von Efeu umwachsen. In der Mitte des Hofes ein tiefer Brunnen. An der einen Seite die Konventsküche, darunter die Kellerräume. Es ist, als ob kein Ton der Außenwelt in diese Stille dringt, die durch die Schönheit ihrer Kunst zu frommer Stimmung führt. Auf einer Steintreppe kommen wir dann in den Kapitelsaal. Er gehört zum ältesten Bau von 1280. In ihm fanden im September jeden Jahres die Beratungen des Meisters mit den Gebietigern und Komturen statt. Drei hohe Granitsäulen führen ihre Rippen zu dem wunderbaren Sterngewölbe. Die Wände sind mit lebensgroßen Figuren der Hochmeister bedeckt — eine lebendige Geschichte des Ordens im Sinnbild seiner Meister. Über der Eingangstür eine thronende Madonna. Tritt man wieder auf den Kreuzgang, so trifft man wenige Schritte weiter die Goldene Pforte, das Portal zur Kirche. In Ton zart geschnitzt, sieht man da den zwölfjährigen Jesus, die Synagoge und Ekklesia, die klugen und törichten Jungfrauen. — Kunstwerke, die zu den besten Schöpfungen deutscher Plastik des 13. Jahrhunderts gehören. In der Kirche selbst umfängt einen das Gefühl heiliger Andacht. Von wenigen Fenstern dringt nur gedämpftes Licht herein. Im Jahre 1344 ist die Kirche durch einen Erweiterungsbau um das Doppelte vergrößert. Rings um den Raum über einem Wandgestühl befindet sich ein Bilderfries von über hundert Einzelgestalten, reicher als in irgendeinem andern Bau des Mittelalters: es ist die Geschichte der christlichen Kirche von den Anfängen der Heilsverheißung bis zur Erfüllung des Jüngsten Gerichts. Der Eingangstür gegenüber Christus am Kreuz und zu seinen Füßen Maria und Johannes. Außen aber im Chor in einer Nische die einzigartige Mosaikfigur der Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arm: wer von fern her nach der Marienburg kam, den grüßte schon von weitem die Patronin des Ordens und nahm ihn in ihren Schutz.

Neben der Kirche der gemeinsame Schlafraum, aus dem die Ritter auch zur Nachtzeit sich in die Kirche zum Gebet zu begeben hatten. Im Südflügel der gemeinsame Speiseraum. Während der Mahlzeit las ein „Tischleser" aus der Bibel oder anderen religiösen Büchern vor, damit zur leiblichen Speise auch die geistige käme. Neben dem Speiseraum ein Erholungsremter, in helleren Farben gemalt. Im Westflügel kleinere Räume für die Schatzkammern und den Verwalter der Burg. Von der Ecke des Süd- und Westflügels aus führte ein Gang zu dem sog. Danzk, der Abortanlage. Sie war hygienisch so praktisch angelegt, daß der Unrat von dem unter ihm hinfließenden Schloßgraben gleich weggespült wurde. Rings um das Hochschloß befand sich ein Zwinger, Parcham genannt, von hohen Verteidigungsmauern umgeben. Im Nordparcham lag unter dem Chorbau der Kirche die St. Annenkapelle, die Gruft für die Hochmeister. Elf Meister

(Fortsetzung auf Seite 10)



Marienburg. Außenansicht des Hochmeisterpalastes



Marienburg. Die Großkomturei 4 Fotos: H. Pusen

Ans Werk!

Fünf Jahre lang haben wir darum ringen müssen, daß die westlichen Siegermächte — daß unsere westdeutschen Volksgenossen unsere Existenz, den Fortbestand des ostdeutschen Volksteiles zur Kenntnis zu nehmen bereit geworden sind. Die Ahnungslosigkeit gegenüber einem Schicksal, das noch niemals Menschen in einem solchen Ausmaß traf, gegenüber deutschen Mitmenschen, ist jetzt nach fünf langen Leidensjahren als eine große Sünde offenbar geworden.

Wir werden sehen, ob unsere westeuropäischen Mitmenschen den Fingerzeig Gottes verstehen wollen oder ob sie vor den überlebenden Augenzeugen dieses unbeschreiblichen Infernos im Osten Deutschlands weiter den Blick zur Seite wenden oder gar die Augen zukneifen.

Aber weshalb berührt uns Ostdeutsche dies, die wir solches doch schon gewöhnt sind? Für uns ist doch seit der Vertreibung aus der Heimat sozusagen „im Westen nichts Neues“ passiert, das uns unsere bösen Erfahrungen im Osten anders bewerten ließe, als wir es 1945 taten! — Es ist doch wohl dies: Fünf Jahre . . . In 50 Jahren dürfte keiner mehr am Leben sein, dessen Fuß noch über die heimatliche Erde gegangen ist. Mit uns sterben die letzten Ostpreußen aus — und damit die lebendige Tradition unserer heimatlichen Kultur, einer vielhundertjährigen. Denn die materiellen Werte unserer Kultur sind vernichtet oder geraubt. Und die geschriebenen, gebildeten, geformten? Auch die Werte und Zeugnisse unserer Museen, Archive und Bibliotheken sind vernichtet oder in alle Winde verstreut. Die Reste davon sind uns noch immer nicht zugänglich, wer weiß, ob überhaupt einmal. Deshalb ist es unser aller Aufgabe, diesem rapiden Verfall ostdeutscher Kulturwerte, dem Versinken und Vergessen unseres ostpreußischen Kulturerbes mit aller Kraft entgegenzuwirken.

So verdient auch das im Folgenden beschriebene Unternehmen größte Beachtung und Anteilnahme bei allen ostpreußischen Landsleuten und verantwortungsbewußten Deutschen, die früher als in 50 Jahren den Abbruch einer durch die Jahrhunderte äußerst fruchtbaren Beziehung zum ostdeutschen Geistesschaffen mit Schrecken wahrnehmen werden. Insofern sind schließlich alle Bemühungen um die Erhaltung und Gestaltung unserer Heimatkultur getreu der historischen Aufgabe Ostpreußens, die christlich-abendländische Kultur an der Grenze im Osten zu vertreten und zu schirmen, nicht nur ein Werk für unsere Kinder, für unser Ostpreußenland der Zukunft, sondern vor allem für das Deutschland und Europa der Zukunft.

Ostpreußisches Heimatwerk

im Ostpreußenbund in Bayern, e. V., Geschäftsstelle: München 22, Himmelreichstr. 3; Verkaufsstelle: München 2, Brienner Straße 50 b.

Das Ostpreußische Heimatwerk ist eine Gemeinschaft ostpreußischer Kunsthandwerker und Heimatforscher. Sie macht sich zur Aufgabe, ostpreußische Volkskunst zu sammeln und zu erhalten, zu entwickeln und zu schützen. Dies soll geschehen durch fachkundige Beratung, für die Experten auf dem Gebiete der ostpreußischen Volkskunde zur Verfügung stehen, sowie auch durch Vermittlung von Verkaufsgelegenheiten in allen größeren Städten, wo der Absatz von Erzeugnissen der Volkskunst und des Kunsthandwerks aussichtsreich erscheint.

Für die Beratungsarbeit zeichnet die Kulturabteilung des Ostpreußenbundes verantwortlich. Es werden Entwürfe für alle Zweige des volkstümlichen Kunsthandwerks angefertigt werden, die den interessierten Kunsthandwerkern als Muster und Arbeitsvorlage gegen Selbstkostenpreis abgegeben werden. Die nach diesen Entwürfen gearbeiteten und in den Verkaufsstellen des Ostpreußischen Heimatwerks ausgestellten Gegenstände werden mit einer Gütemarke „Ostpreußische Volkskunst“ ausgezeichnet. Entwürfe oder fertige Arbeiten aus dem Kreise ostpreußischer Heimatforscher und Kunsthandwerker können, sofern sie Originalwert besitzen, anerkannt und in die Reihe ostpreußischer Volkskunst-Erzeugnisse aufgenommen werden. Alle Entwürfe bleiben urheberrechtlich geschützt und sollen nach Möglichkeit honoriert werden.

Die Durchführung der wirtschaftlichen Aufgaben und Belange des Ostpreußischen Heimatwerks soll von privaten Firmen übernommen werden. In München hat sich unser Landsmann Architekt Otto Klang, Geschäftsführer der Firma Wohnstatt und Werk, eines Geschäftes in bester Verkaufslage, bereit erklärt, den Verkauf ostpreußischer Volkskunst-Erzeugnisse zu übernehmen. Um das Unternehmen wirtschaftlich zu gestalten und den ostpreußischen Kunsthandwerkern allgemeine Absatzmöglichkeit zu schaffen, sollen auch Erzeugnisse modernen Stils — soweit sie für „Wohnstatt und Werk“ in Frage kommen, also alle Gegenstände, die zur Einrichtung einer Wohnung gehören — in den Verkauf übernommen werden.

Es ist zunächst davon abgesehen worden, die ostpreußischen Kunsthandwerker zu einer wirtschaftlichen Genossenschaft mit eigenen Verkaufsstellen zusammenzuschließen. Jedoch können sich u. U. in manchen Städten solche Möglichkeiten ergeben, die nachdrücklichst zu fördern sind. Die tätige Beteiligung am Ostpreußischen Heimatwerk wird weitere ideelle und wirtschaftliche Ausbaumöglichkeiten ergeben. Deshalb werden alle ostpreußischen Heimatforscher und Kunsthandwerker, insbesondere auch die Heimarbeiter, aufgerufen, sich umgehend schriftlich unter Angabe ihrer besonderen Kenntnisse, Fertigkeiten und Arbeitsmöglichkeiten bei der Geschäftsstelle des Ostpreußenbundes, München 22, Himmelreichstraße 3, zu melden. Es kommen alle Zweige des Kunsthandwerks in Frage: Schreiner, Drechsler, Holzbildhauer, Spielzeugschnitzer, Teppichknüpfer, Weber, Stricker- und Stickerinnen, Kunsttöpfer, Kunstschmiede, Gold- und Silberschmiede. Sofort können eingesandt werden Entwürfe von Mustern für alle genannten Zweige des Kunsthandwerks und der Heimarbeit, Zeichnungen und Fotos alter Ornamente und überlieferte Gebrauchsgegenstände.

Dr. Schlusnus, Icking (Isartal).



Ferientreffen in Biedenkopf

Die Anschriftensammelstelle der Königsberger Magistratsbeamten, -Angestellten und -Arbeiter in Biedenkopf (16), Hospitalstraße 1, führte in den Sommermonaten ein gut besuchtes Ferientreffen durch, das allen Teilnehmern unvergeßliche Stunden bereitete. Das nächste Ferientreffen findet am 15. 7. 51 statt.

Das 3. Zintener Heimattreffen

Zu dem 3. Zintener Heimattreffen hatten sich in Hamburg über 300 Einwohner der alten ostpreußischen Stadt eingefunden. Von überall waren sie gekommen, von München, vom Bodensee, aus dem Rheinland, aus dem Ruhrgebiet, aus dem Harz, aus Berlin usw. Der Einberufer, Dr. Eitel Rauschning, gab in seiner Begrüßungsansprache bekannt, daß er von den 5500 Einwohnern der Stadt Zinten bisher 1500 Anschriften ermitteln konnte. Auch über die Verstorbenen sind genaue Totenlisten aufgestellt worden. Wer noch Anschriften sucht, wende sich unter Beifügung von Rückporto an Dr. E. Rauschning, Brunsbüttelkoog, Holst., Schulstraße 26.

Schulrat Edmund Neumann-Zinten betonte, daß die Bürgerschaft dieser alten Stadt, deren Häuser zerstört und deren Gräber verlassen daliegen, sich wieder zu einer lebendigen Gemeinschaft zusammengeschlossen hat. Sie bleibt den Lebenden und den teuren Toten der Heimat in tiefster Seele treu. — Herr Hans Scharfenordt-Legnitten überbrachte die Grüße der Kreisgruppe Heiligenbeil. Herr Pfarrer von Grot, der aus Dortmund gekommen war, sprach nach fünf Jahren wieder zu seiner Gemeinde. Mit herzlichen Dankesworten schloß Dr. Rauschning das gelungene und frohe Treffen der Zintener.

Heimatabend in Schramberg

Ihren ersten Heimatabend veranstalteten die Ost- und Westpreußen in Schramberg (Oberpfalz), der dank der Initiative von Herrn Rettkowski einen sehr gelungenen Verlauf nahm. Ein Chor und der Vortrag ostpreußischer Gedichte trugen sehr zum Gelingen dieses Heimatabends bei.

Landsmannschaft Gr.-Solingen

Die in der Klingenstadt Solingen lebenden 1200 Ostpreußen haben sich nunmehr auch zu einer Landsmannschaft der Ostpreußen zusammengeschlossen. Auf der Gründungsversammlung hob Egon Walter (Königsberg) die Notwendigkeit der Pflege und Bewahrung unseres Kulturgutes hervor. Gewählt wurden: zum 1. Vorsitzenden Egon Walther, zum 2. Vorsitzenden Rudolf Lenk (Elbing). Schriftführer Ldms. Cerulla, Kassierer Ldsm. Dombrowski, Kulturreferent Hans Pakalat.

Ostpreußenbund in Bayern e. V.

Auf der Delegiertenversammlung des Ostpreußenbundes in Bayern e. V. wurde folgender Vorstand gewählt: 1. Vorsitzender: Prof. Dr. Müller, 2. Vorsitzender: Diakon Krumm-München, Schatzmeister: Rechtsanwalt Hauschild-München, Frauengruppe: Frau Helene Benedikt, Landshut, Studentengruppe: stud. Sarrach, Jugendgruppe: Hans Egon Haugwitz. Als Vertreter der sieben Regierungsbezirke wurde gewählt für Oberbayern: Dr. Schlusnus, Niederbayern: Frau Benedikt, Oberpfalz: Simon, Niederbayern: Leneweit, Mittelfranken: Sebuleit, Unterfranken: Adomat, Schwaben: Hammerschmidt, München: Klee, der gleichzeitig als Geschäftsführer bestätigt wurde. Der bisherige Leiter des kulturellen Arbeitskreises, Herr Gers, wurde dem Vorstande zugewählt.

Trostloses Bild der Versandung

Die Arbeiten am Flußbett der Weichsel wurden soweit vernachlässigt, daß die Wasserführung dieses großen Stromes ernstlich gefährdet wurde. Wie aus polnischen Presseberichten hervorgeht, ist der Wasserstand der Weichsel gegenwärtig so niedrig, daß sie fast überall von Kindern zu Fuß 'gefahrlos überquert werden kann. Die Weichsel biete ein trostloses Bild der Versandung. Sandbank reihe sich an Sandbank. Ein reguläres Strombett sei nicht mehr festzustellen. Der Wasserstand betrage nur mehr einige Zentimeter. Es sei dies der niedrigste Stand, der seit 1889 registriert wurde.

Münzzfunde in der Marienburg

Bei Ausschachtungsarbeiten in der Marienburg wurden 2000 Münzen aus der Ordensritterzeit gefunden, die sich in einer Urne aus dem 13. Jahrhundert befanden. Die Ausschachtungen wurden im Rahmen von Instandsetzungsarbeiten vorgenommen, die das Ziel haben, die Marienburg als „polnisches Nationalmuseum“ auszugestalten, wobei insbesondere Kriegstrophäen ausgestellt werden sollen.

Unsere Buchbesprechung

Rudolf Naujok: Daheim am Strom — Ernste und heitere Erzählungen / Das Lächeln der Guten. — Neue Novellen. H. H. Nölke-Verlag, Hamburg.

Diese beiden Novellenbände des ostpreußischen Dichters sind wie ein buntes Mosaikbild. Schillernd und dann wieder gedämpft wirken die Farben, in denen Vergangenheit und Gegenwart Gestalt gewinnen. Die Schilderung der Begebenheiten ist plastisch und voller Anschaulichkeit. Und doch liegt hierin nicht der tiefste Wert dieser Bücher. Dieser ist vielmehr — besonders in dem zweiten Novellenband — zu finden in dem Ringen mit den Problemen der Gegenwart, mehr noch, um den „guten Menschen.“ Man mag nicht immer einverstanden sein mit den Antworten, die der Dichter auf die Gegenwartsfragen erteilt. Aber man muß ja sagen zu seinem ehrlichen Ringen.

Dr. Seraphim

Die Marienburg

Fortsetzung von Seite 9

haben dort ihre letzte Ruhestätte gefunden, aber nur drei Grabplatten haben sich bis auf unsere Tage erhalten; Dietrich von Altenburg, Heinrich Dusemer und Heinrich von Plauen.

Das Mittelschloß diente anderen Zwecken. An der Ostseite befanden sich die langen Gastkammern, die zur Aufnahme der Komture oder fremden Gäste eingerichtet waren. An der Nordostecke schloß sich die Großkomturei an, Wohnung und Amtsräume des ständigen Vertreters des Meisters. An der Nordwestecke lag die Firmarie, das Krankenhaus und der Ruhesitz altersschwacher Ordensherren.

An der Westseite, nach der Nogat zu, steht der Große Remter, um 1320 erbaut, die großartigste Leistung der Ordenskunst. Der Raum ist 30 m lang und 15 m breit, drei schlanke Granitsäulen tragen das durch alle Jahrhunderte erhaltene reiche Gewölbe. Von jedem Pfeiler steigen 24 Rippen wie Palmblätter auf und vereinigen sich mit den von den Wänden ausgehenden Rippen zu einem wundervoll gegliederten Sterngewölbe. Der Raum war ursprünglich reich ausgemalt, er wurde für hohe Festlichkeiten verwandt, wenn fürstliche Ehrengäste, die an Kreuzfahrten teilgenommen hatten, hier feierlich bewirtet wurden.

An diesen Raum schloß sich ein besonderer Gebäudekomplex an, der Hochmeisterpalast. Er wurde zur Zeit der höchsten Blüte des Ordens, in den letzten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts durch einen aus dem Rheinland stammenden Baumeister Niclus Fellenstein ausgeführt. Die Fassade nach Westen ist nach dem Vorbild rheinischer Bauten angelegt und bietet durch Aufbau und Gliederung einen überwältigenden Anblick. Der Zugang zum Palast war vom Hof aus. Man kam in einen hellen gewölbten Gang und betrat von hieraus das Wunderwerk des Sommerremters. Ein Raum von 14 mal 14 m; nur von einer einzigen Säule, von der wie bei einem Palmblatt die Rippen aufwärts streben, wird die herrlich gewölbte Decke getragen. Das Licht flutet von drei Seiten hinein, und der Blick über die Nogat und die weiten Flächen des Werders ist überwältigend. Der Sommerremter diente zu Beratungen und kleineren Versammlungen beim Hochmeister. Der anstoßende Raum war der Winterremter, der eine besondere Fußbodenheizung hatte.

Die in der Vorburg liegenden Wirtschaftsgebäude wurden im 14. Jahrhundert erheblich erweitert. Da wurde der „Karwan“ gebaut, die Karawanserei des Ordens für die Wagen und Reisegeräte, das Schnitzhaus, der Steinhof, die Schmiede, Schuhhaus, Backhaus, Brauhaus, Viehställe und Scheunen. Der ganze riesige Komplex von Hoch-, Mittel- und Vorschloß wurde mit einer hohen, von zahlreichen Türmen geschmückten Mauer umgeben. Der vier Meilen weit aus dem Sorgensee hergeleitete Mühlengraben umgab die ganze Marienburg mit fließendem Wasser.

Die Marienburg wird für uns aber erst wirklich lebendig, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß all diese Räume von Männern bewohnt waren und ein reges geschäftiges Treiben in ihnen, auf den Gängen und auf den Höfen vor sich ging. Da schreitet der Meister mit den Komturen zur Beratung, da versammeln sie sich zur Festlichkeit, da arbeiten die Schreiber des Tresslers und Großkomturs an Urkunden oder Rechnungen. In den meisten Burgen gehörten 12 Ritter zum Konvent, in der Marienburg betrug ihre Zahl wohl das Vierfache. Jeder von ihnen hatte ein bestimmtes Verwaltungsamt zu versorgen. Der Karwansherr hatte für das Zeughaus, der Pferdemarschall für die Pferde, der Kellermeister für die Vorräte im Keller, der Kornmeister für das Getreide zu sorgen, und ähnlich der Schuh-, Schmiede-, Mühl-, Schnitzmeister usw. Dem Glockmeister unterstand das Kirchengerät und die Bibliothek. Im Kelleramt befanden sich 1403 u. a. 1400 Scheffel Gerste, 26 Tonnen-Met, 77 Tonnen Bier; im Küchenamt gedörrtes Fleisch von 40 Ochsen, 4 Tonnen Aale, 20 Tonnen Schmalz, 8000 Käse, 3 Körbe Feigen, 1 Tonne Reis; im Karwan 250 Pferde, im Viehamt 285 Rindvieh, 457 Schweine usw. Man kann sich leicht ausmalen, wie lebendig es in der Marienburg zuging.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts erlebte der Orden unter dem rheinischen Hochmeister Winrich von Kniprode seine reichste Blüte. Winrich hatte vor allem die staatlichen Aufgaben im Sinne und residierte in der Marienburg mehr wie ein weltlicher Fürst. Das bedeutete eine Gefahr für die innere Entwicklung des Ordens, denn die hohen Ideale der Frühzeit drohten vernachlässigt zu werden. Dazu kamen die außenpolitischen Spannungen seit der Vereinigung Polens mit Litauen. Es kam schließlich zum Streit, der zu der katastrophalen Niederlage bei Tannenberg 1410 führte. Der Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, eilte zur Verteidigung des Haupthauses und konnte die Marienburg 8 Wochen halten, bis der Polenkönig abzog. Der Thorner Friede von 1411 aber brach die Kraft des Ordens. Streitigkeiten mit den Nachbarn, innere Zwistigkeiten, wirtschaftliche Nöte schwächten den Orden immer mehr. Als ein neuer Krieg mit Polen ausbrach, wurde die Marienburg von böhmischen Söldnern, denen der Orden den rückständigen Sold nicht mehr bezahlen konnte, an die Polen verkauft. Im Juni 1457 verließ der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen die Burg, um nach Königsberg überzusiedeln.

In die Marienburg aber zogen polnische Verwaltungsbeamte ein. Im Mittelschloß wurden bauliche Veränderungen vorgenommen, während das Hochschloß vernachlässigt wurde. Im Schwedisch-Polnischen Krieg hielt Gustav Adolf die Burg eine Zeitlang besetzt, von 1629 bis 1635 verwaltete sie Kurfürst Georg Wilhelm, dann zogen wieder Polen ein. 1644 brannten die Dächer des Hochschlosses ab und wurden erst nach Jahrzehnten durch flache Dächer ersetzt. Die Kirche blieb zwar im Gebrauch, doch wurde die reiche alte Bemalung durch weiße Tünche überdeckt.

Als 1772 Westpreußen mit dem übrigen Preußen wieder vereinigt wurde, suchte man die Marienburg zweckmäßig zu verwenden. Es war ja die Zeit des Nützlichkeitsgedankens, und für gotische Baukunst hatte man ohnehin damals kein Verständnis. So wurde eine Kaserne eingerichtet mit Mannschafts- und Offiziersräumen. Der Große Remter wurde Exerzierhaus. Weiter wurden Webstühle aufgestellt, eine Armenschule untergebracht, Schüttboden für Getreide und Salz geschaffen. Das erforderte Umbauten und Zerstörungen, denen die meisten Gewölbe zum Opfer fielen. Schließlich beabsichtigte man, das ganze Schloß abzubrechen, um aus den gewonnenen Ziegeln ein neues Magazin zu erbauen.

Da erschien jener aufrüttelnde Aufsatz Schenkendorfs. Er hatte die Wirkung, daß der König sofort jede weitere Zerstörung untersagte und die Erhaltung dieses Bauwerkes befahl. Den Gedanken einer Wiederherstellung konnte man erst aufnehmen, als die Notjahre der Napoleonischen Kriege vorüber waren. Theodor von Schön, ein Schüler Kants, setzte sich leidenschaftlich dafür ein, „damit der Sinn für große und edle Taten gestärkt werde durch die Erinnerung an die Erinnerung an die Vorzeit“. Freiwillige Geldspenden brachten die nötigsten Mittel auf. Gelehrte und Künstler waren zur Stelle. Man widmete sich dem Palast und dem Großen Remter und baute im gotischen Stil, so wie man ihn damals verstand. Als 1822 im Sommerremter eine Feier stattfand, sprach der Kronprinz, der spätere König Wilhelm IV.: „Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau!“

An die baulichen Probleme des Hochschlosses wagte man sich damals nicht heran. Das geschah erst Jahrzehnte später. Erst als Conrad Steinbrecht, an den Ausgrabungen in Olympia geschult, 1882 nach der Marienburg kam, begann eine umfassende, auf gelehrter Grundlage aufgebaute und in künstlerischem Sinn durchgeführte Wiederherstellung. Vierzig Jahre leitete er das Werk, unterstützt von seinem späteren Nachfolger Bernhard Schmid, der bis zum Jahre 1945 den Bau verwaltete.

Und heute? Es ist unverantwortlich gewesen, daß von deutscher Seite der Befehl gegeben wurde, die Marienburg gegen die Russen zu verteidigen, so daß dieser Bau furchtbare Zerstörungen erlitt: die Kirche liegt in Trümmern, das Madonnenbild im Schutt, der Turm im Graben. Heute gehört die Marienburg zu Polen. Uns Deutschen aber ist und bleibt sie in unsern Herzen das Heiligtum des deutschen Ostens.

Oberpräparator Möschler

Von Walter von Sanden-Guja

Stehet auf ihr geliebten Toten mit der vergangenen Zeit. Wandelt fröhlich mit uns durch das Land der Erinnerung, der Heimat. Begleitet unsere jetzt einsam gewordenen Lebenswege, wie früher, als sie mit den eurigen verschlungen waren. Ziehet uns zu euch! Ihr seid auf einer höheren Ebene. — Alles Göttliche ist geistig. Alles Erdenleben ist Symbol, einschließlich der geliebten Heimat. Auch das Heimweh, ist ein Symbol für die Sehnsucht der noch gebundenen Menschenseele nach einer reineren Welt, nach Harmonie, nach Gott. — In der irdischen Heimat fühlten wir uns geborgen. In der Erinnerung tun wir das heute vielleicht noch mehr als es früher wirklich der Fall war. Wir werden nach dieser Geborgenheit suchen, bewußt und unbewußt, so lange wir leben. Gott wird das Suchen lenken und ihm ein Finden geben. —

Herrn Möschlers Hände haben durch ein Leben von über achtzig Jahren zeitlos gearbeitet und immer geholfen. Sie lagen nur in den Stunden der Nachtruhe still und wenn er las. Das tat er gern in Büchern der Naturwissenschaft, von denen er selbst die kostbarsten besaß. Aus den Farbtafeln der Vögel Europas vom alten Naumann nahm er sich gern die Anregung zu charakteristischen Stellungen beim Präparieren. Herr Möschler war ein sehr beweglicher Mann mit klugem, ausdrucksvollem Kopf. Seine Hände sprachen. Er wußte das nicht. Sie aber sagten: „Arbeit!, ganz akurate, behutsame Arbeit und Hilfsbereitschaft."

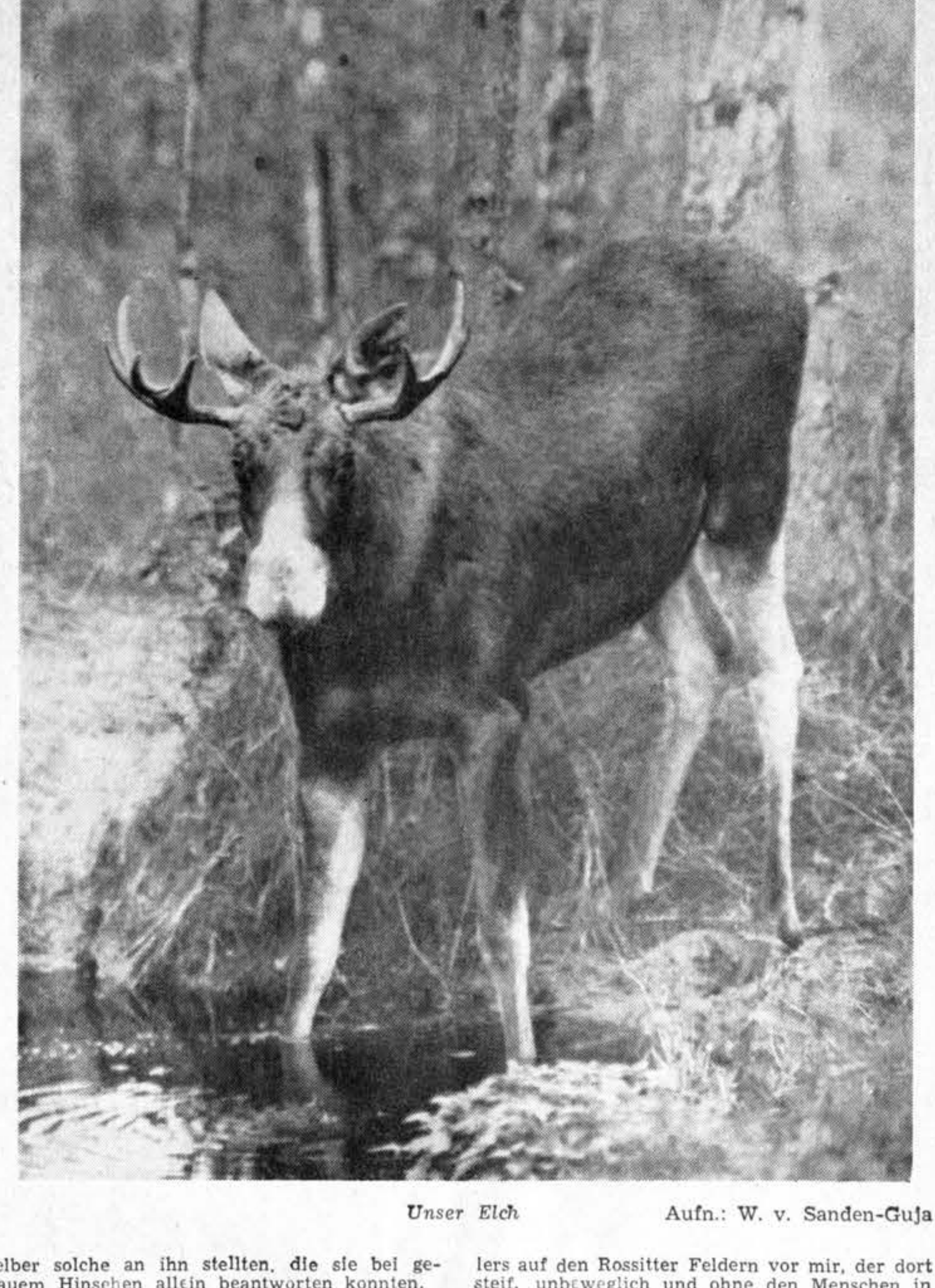
Seine Frau, die bekannte Elchmutter auf der Kurischen Nehrung war schon tot, als er sich für Wochen in Guja aufhielt, um trotz seines Alters von damals siebzig Jahren für das zoologische Museum in Königsberg zu sammeln. Ein Junge brachte einen Zaunkönig, frisch, irgendwie zu Tode gekommen. Der Körper des Zaunkönigs war kleiner als das obere Glied eines Daumens. Mit zwei Fingerspitzen hielt Herr Möschler das herunter hängende Vögelchen am Schnabel und strich mit einer Pinzette, die er immer bei sich trug, das aufgerauhte Gefieder glatt. „Das ist aber ein schönes kleines Kerlchen", sagte er. „Den stelle ich Ihrer Frau auf." Dann legte er ihn auf eine alte Zeitung, ein Stückchen Präparierstoff dazu, eine feine Schere, ein Seziermesser, ein Fläschchen mit aufgelöstem Arsenik, ein Häufchen trockenen feinen Sägemehls, setzte seine Brille auf und begann diese feinste Arbeit mit seinen großen, verarbeiteten Händen. Als der kleine Vogel abgezogen war, schnitt er das maikäfergroße Körperchen aus Torf nach, verankerte in diesem winzigen zerbrechlichen Gegenstand Hals-, Flügel- und Beindrähte, zog die Haut darüber, vernähte den Brustschnitt, nahm das Ganze an den Fußdrähten wieder in zwei Fingerspitzen, zupfte, strich und rückte an der Haut, den Federn bis der Zaunkönig wieder zu leben schien und sagte: „Für mich ist er gut. Nun muß er trocken werden." Mit derselben Ruhe, ohne einen Fehlgriff und mit dem gleichen lebensvollen Erfolg sah ich ihn die größten Vögel, Wildschwäne und Adler aufstellen. Der Vogelwelt galt seine besondere Liebe. Einen Erpel im Hochzeitskleid von den schönen Entenarten wie Schell-, Spieß-, Löffel-, Reiher- oder Tafelenten aufzustellen, war ihm trotz des sehr hindernden Fettes unter der Haut dieser Tiere eine richtige Freude. Hatte er den Vogel fertig, dann war er es für jeden, der ihn sah und seine Vögel hielten bei guter Behandlung unbegrenzt. —

Herr Möschler war außerdem Spezialist und Sammler wilder Bienen, Hummeln und Wespen. Ihm galten als die schönsten Tage jene, die er mit dem Insektennetz draußen verlebte auf Feldern und Wiesen, an Waldrändern, den Wänden alter Holzschuppen oder Mauern. Dort hatten kleine Bienen und Wespen ihre Schluplöcher und er wußte wann und wo die einzelnen Arten flogen, kannte ihre Lebensweise, ob selbständig oder als Schmarotzer bei einer anderen. So hatte er über **300 verschiedene Arten** für die Provinz Ostpreußen und über 200 für seine geliebte Kurische Nehrung festgestellt.

Im hohen Alter kaufte ihm Professor Kohler vom Zoologischen Institut der Albertina in Königsberg, jetzt in Freiburg i. Br., die Sammlung ab. Herr Möschler war nicht mit irdischen Gütern gesegnet. Es war eine gute, hilfsbereite Tat. Aber ich fürchtete, daß ihm nun etwas fehlen würde. Als ich ihn bald darauf in seinem Häuschen am Rositter Waldesrand besuchte und vorsichtig fragte, zeigte er mir sofort einen großen schönen Schrank mit vielen Fächern unter Glas und sagte: „Ich habe gleich wieder neu angefangen. Es ist schon ganz nett was da." In jedem Schubfach, daß er aufzog, steckten die Anfangsreihen neu gesammelter Arten in einer Sauberkeit gespannt und mit Etiketten in winziger klarer Schrift versehen wie nur seine arbeitsreichen und doch im hohen Alter so ruhig geschickten Hände es konnten.

Er war einsam geworden, der alte Mann. Seit Jahren schon ruhte seine Frau unter der Steinplatte mit der Elchschaufel im Nehrungssand. Sein Haus hatte er vermietet bis auf ein Bodenstübchen, in dem er wohnte. So war es zu der durch viele Jahre gepflegten Vereinbarung gekommen, daß er von Weihnachten bis zum Erwachen des Frühlings auf der Kurischen Nehrung bei uns in Guja blieb. Immer standen auf seinem Weihnachtstisch eine Anzahl verschließbarer Glaskästchen mit wilden Bienen und Wespen, die wir für ihn im Sommer gesammelt hatten. — Sie waren seine große Freude. Während draußen um das hochgelegene Gujaer Haus die Stürme brausten oder die kalte klare Wintersonne auf seiner warmen Farbe lag, saß Herr Möschler am hellen Fenster, sortierte unseren Fang vom Sommer, machte die einzelnen Tierchen auf feuchtem Sand wieder biegsam, spannte sie und reihte sie zunächst in kleine vorbereitete Zigarrenkistchen ein. Es war ihm ein Ersatz für sein Sammeln, sein „Simsern", das er im Winter nicht konnte.

Onkel Möschler, wie meine Frau ihn immer nannte, war kein studierter Mann, aber er hatte die Praxis eines langen Menschenlebens und sich selbst große naturwissenschaftliche Kenntnisse angeeignet. Er wußte gleich gut Bescheid in Büchern und draußen. Nach dem Tode seiner Frau war er noch Jahre lang Präparator am zoologischen Institut in Königsberg. Humor und Schalk sahen aus seinen Augen, wenn sich Studenten und Doktoranden, die ihn gern in seinem Arbeitsraum aufsuchten, durch Fragen von ihm verblüffen ließen, oder selber solche an ihn stellten, die sie bei genauem Hinsehen allein beantworten konnten.



Unser Elch Aufn.: W. v. Sanden-Guja



Eines Tages brachten Studenten eines anderen Institutes von einer Exkursion ein unbekanntes Insekt mit. Niemand konnte es benennen oder unterbringen. Gut sichtbar in einem Präparationsgläschen wurde das kleine halb wanzenhalb rüsselkäferartige Tier begutachtet und auch zu anderen Instituten geschickt, die vielleicht Auskunft geben konnten. Vergeblich! Ein neu entdecktes Tier? Im so durchforschten Deutschland? Auch in Herrn Möschlers Arbeitsraum drangen die Wellen dieser kleinen Sturmflut. Aber er kümmerte sich nicht darum, weil er über einem eingegangenen Leoparden aus dem Tiergarten saß, der ihm viel Arbeit machte und keine schöne Ente im schmucken Federkleid war. Als die Studenten keine Lösung fanden, gingen sie zu der von ihnen in allen praktischen Dingen anerkannten Autorität und hielten Herrn Möschler das Glasröhrchen hin: „Keiner kennt das Tier, können Sie uns nicht aufklären?" Herr Möschler ließ das Leopardenfell mit der Linken nicht los und in der Rechten behielt er das Messer, sah über seine Brillengläser nach dem Fragenden und dann auf das kleine Insekt. „Das da?", sagte er und drehte sich gleich wieder seiner Arbeit zu, „das ist ein Holzbock, ein ganz gewöhnlicher Holzbock." —

Als Ende der dreißiger Jahre nach langem Fahnden die erste tote und dann die erste lebende Birkenmaus in unserm Walde gefangen wurde, war Herr Möschler mein bester und naturnächster Berater bei ihre Bestimmung, bei der Beschreibung, die ich ganz in seinen Worten in mein kleines Buch „Alles um eine Maus", als von mir nie so gut gekonnt, aufnahm, und besonders in der Haltung dieser in ihrer Lebensweise so unbekannten Maus. — Herr Möschler hatte von Hause aus und verstärkt durch Studium und Beobachtung durch ein langes Leben die Gabe, sich in die Empfindungen eines Tieres hineinversetzen zu können und zu wissen, was diesem angenehm und unangenehm war. — Die Tiere fühlten das und wurden in seiner Nähe ruhig. So holte er einmal aus den Ostseeprovinzen, ich glaube aus Estland, zwei wild eingefangene ausgewachsene Elche für einen Tiergarten frei und ungefesselt in einem gewöhnlichen Viehwaggon ab, in dem er ganz allein mit ihnen die lange Fahrt machte. —

Auch auf der weiten Rußlandreise, die ihn in seinen jungen Jahren bis an das Schwarze Meer geführt hatte, war ihm diese Gabe zustatten gekommen. In stillen Stunden, die wir beide nicht sehr oft hatten, erzählte er gern davon und besonders von großen Fischzügen auf dem Schwarzen Meer und den tartarischen Fischern.

Für ihn als Mann der Elchmutter und als solcher in enger Zugehörigkeit zur Familie des **alten Dünenkönigs Epha** war es nicht anders möglich, als daß ihm neben seinen Bienen und Vögeln die Elche besonders am Herzen lagen. Er präparierte die Köpfe auf seine eigene, vorzügliche Weise und wußte alles Anatomische an den Körpern dieser großen Tiere und von ihren Lebensgewohnheiten.

Aber auch hier fand er die Verbindung zu seinem eigentlichsten und geliebtesten Gebiet der Insektenwelt. Er beobachtete und erforschte durch Jahrzehnte alle Lebensstadien der Elchrachenbremsen, dieser Parasitenart, die in ihrem Larvenstadium den Elchen in den Atmungsgängen von Hals, Kehle und Nase so schwer zusetzen, daß die großen Tiere abkommen, leiden und auch eingehen konnten. Immer noch sehe ich das Bild eines guten Schauflers auf den Rossitter Feldern vor mir, der dort steif, unbeweglich und ohne den Menschen in allernächster Nähe zu beachten in höchster innerer Beklemmung durch eine Unzahl dieser quälenden und verengenden Rachenbremsenlarven da stand, dann plötzlich mit allen vier Läufen hochschnellte und tot zusammenbrach. — Ich weiß nicht mehr, wie viel dieser mehrere Zentimeter langen dicken weißen Larven Herr Möschler bei ihm fand. Weit über hundert sind es gewesen. — Er kannte auch das fliegende Insekt, Männchen und Weibchen, das die Eier an den Windfang der Elche spritzte, von wo sie durch Lecken zum Rachen gelangten. Er wußte in welcher Jahreszeit die Elchrachenbremsen flogen und fing sie geschickt mit seinem Bienenkescher. Oft bin ich zu diesem Zweck mit ihm nach **Müllershöh** über Rossitten gegangen. Dort sonnten sich diese großen, behaarten, in der Form an dicke Brummer erinnernden Bremsen an den Holzbalken und Stämmen des kleinen über die Nehrungskiefern ragenden Aussichtsturmes.

Herrn Möschlers ganzes Leben diente der Natur und seine ständige Hilfsbereitschaft jedem Menschen, der ihn brauchte. Jahrelang ist er schließlich in unserm Hause gewesen, das durch seine Hände, sein Können und seine Arbeit so reich geworden war an schönen und seltenen Dingen der uns umgebenden Natur. Viele Menschen haben daran Freude gehabt bis zu den letzten Tagen. Bis das große Unglück hereinbrach über uns, über alles, was wir lieb hatten, auch über unsern guten alten Herrn Möschler. — Er hatte sich von Guja, wo er wieder war, nicht losreißen können. Erst am 19. Januar 1945 verließ er es drei Tage vor uns mit der Bahn, weil wir ihn einer Winterflucht mit seinen 81 Jahren auf einem Treckwagen oder einem Fahrrade nicht für gewachsen hielten. Bis Rossitten ist er noch gekommen. **Dann aber fehlt jede Spur.**

Geblieben ist uns die Erinnerung, unendlich vieles, das ich von ihm lernen durfte und die kleine Bronzeplastik, die meine Frau von seinem Charakterkopf machte, und an der er selbst noch große Freude hatte. —

Herbst / *Dr. Graf Brünneck*

Nun kommt der Herbst, und seine Gaben schwellen,
Die er zur Reife aus den Blüten trieb.
Starb auch die Blüte; in den Früchten blieb
Lebendig sie, die ihrem Schoß' entquellen.
So offenbaret sich in allen Zellen
Der Schöpfung, in die Gott sein „Werde" schrieb
Die Liebesmacht, die, wenn auch noch so trüb;
Das Leben wölkt, es gnädig will erhellen.
Auf ihrem Strahl — auch wenn er anders leuchtet,
Als ich mir's wünschte — wart' ich in Geduld;
Denn wie der Tau, der durst'ge Blüten feuchtet,
Entstammt auch er aus Gottes reichster Huld,
Meß' ihren Reichtum — ehrlich sei's gebeichtet!
Ich an dem vollen Maße meiner Schuld.

Robert Budzinski:

Erfindungen, die aus Ostpreußen stammen

A. Der Skat oder das Skatspiel

Es ist erfunden worden von einem Handlungsreisenden, einem Rittergutsbesitzer und einem Lehrer. Es kann von zweien gespielt werden, dann heißt der dritte Strohmann und ist nicht nicht da, sonst wird es von dreien oder vieren gespielt. Es kann auch von fünfen und mehr gespielt werden, dann heißen die übrigen drei Wanzen. Es gehören dazu Karten, Bier — und Schnapsgläser. Der erste Spieler legt eine Karte auf den Tisch, die anderen machen es nach. Dann nimmt einer von ihnen alle drei Karten zu sich. Das lassen die anderen sich nicht gefallen und schimpfen. Der Gesichtsausdruck ist geistesreich, geheimnisvoll, gespannt. Am Schluß des Spiels bezahle man sein Geld mit heiterer Miene. Die ganze Zeremonie verlangt viel Geduld und Ausdauer, einen scharfen Blick, besonders um die Ecke, harte Fingerknöchel, tiefgründige Kenntnis der Fachworte und Sprichwörter. Beherrscht man das alles aber wirklich ganz, so wird man belohnt. Alles übrige, was sonst Menschen plagen geeignet ist, z. B. Kunst, Wissenschaft, Politik, alles verliert an Bedeutung. Der gediegene und ausdauernde Skatspieler zieht beseligt ins heilige Nirwanaphilisterium ein.



B. Schmand und Glumse

Diese sehr wertvolle Erfindung gehört der Nahrungsmittelbranche an. Ein Produkt der ostpreußischen Kuh. Die Milch wird so verarbeitet, daß sie einmal dick wird und Glumse heißt, dann wiederum dünnflüssig und in diesem Zustand Schmand genannt wird. Beides wird in einen Teller getan und mit dem Löffel gegessen.

C. Der Kumst

Gleichfalls zum Essen. Blätter des Sauerkrauts oder des Kohls. Sie werden fadenförmig zerschnitten und in ein altes Petroleumfaß getan. Dann steigt man in dieses Faß hinein und übt Stampfschritt an Ort. Man kann sich Schuhe und Strümpfe ausziehen. Dann geht man hinaus, legt wieder Blätter hinein und läßt seine Frau stampfen, dann geschieht dasselbe mit dem Großvater, dem Onkel und dem Dienstmädchen. Zuletzt bedeckt man das Faß mit einem alten Unterrock und stellt es in die gute Stube. Will man wissen, ob der Kumst schon fertig ist, so führe man einen Gast in diese Stube. Geht er bald wieder hinaus mit dem Finger an der Nase, dann ist der Kumst gut.

D. Der Bärenfang

Dieses ist ein wohlschmeckendes und gutbekömmliches Getränk, in der Wirkung etwa ähnlich Zyankali. Man nehme ein Liter reinsten Fusels und ein Pfund reinsten Lindenblütenhonig und schüttele beides in einer Flasche um. Man trinke aber nicht selber davon, sondern gebe es guten Freunden und Besuchern, auch sei man vorsichtig den Haustieren gegenüber. Die Wirkung äußert sich vorzüglich durch Betäubung der im allgemeinen überflüssigen Fortbewegungs- und der nur schädlichen Denkorgane. Ähnlich in der Wirkung ist

E. Der Grog

Diese Erfindung hat sich -- leider sehr verwässert — auch anderweitig durchgesetzt, daher ihre Beschreibung überlüssig.

*

Diese humorvollen und satirischen Auslassungen sind dem Buche von Robert Budzinski „Die Entdeckung Ostpreußens" entnommen, das im Oswald-Arnold-Verlag, Berlin erschienen ist. Dieses mit 72 Holzschnitten und Federzeichnungen prächtig ausgestattete Werk ist wohl das eigenartigste Buch, das von unserer ostpreußischen Heimat existiert. Die Charakteristik des ostpreußischen Landes und ostpreußischer Menschen ist hier in einer Form vorgenommen, die allen köstliche Stunden bereitet. Das in Ganzleinen ausgestattete Buch kostet DM 5.50.

Ön de Kurr ös versoape !

Bei dem Gutsbesitzer G. in P. wird die Silberhochzeit gefeiert. Die ganze Umgegend ist zu Gaste und es geht hoch her. Neben dem Silberpaar sitzt das 5jährige Fritzchen, das „Nachschrabsel", das ganz unerwartet der glücklichen Ehe noch entsprossen ist, als die übrigen Kinder schon erwachsen waren. Dementsprechend ist es auch von der ganzen Familie verwöhnt und verzogen worden. Schon vom Anbeginn des Festessens plagt es die Mutter mit allerlei Extrawünschen, die sie ihm, um Ruhe zu haben, auch erfüllt. Eben wird der gebratene Puter, ein Prachtexemplar, aufgetragen. Fritzchen verlangt aber schon zum fünften Mal von dem Kompott. „Jetzt hast Du aber wirklich genug und bekommst nichts mehr!" — „Ei, ich sag!" droht Fritzchen dagegen. Beunruhigt, was das enfant terrible wohl für eine neue Ungezogenheit ausgeheckt hat, tut ihm die Mutter noch einmal den Willen. Als der Puter noch einmal herumgereicht wird, verlangt Fritzchen nur wieder Kompott. „Ei, ich sag!" droht er von neuem, als man es ihm abschlagen will. Als dieser Gang beendet und die Teller gewechselt werden, verlangt Fritzchen Eisbombe. „Die gibt es erst am Schluß und Du wirst gefälligst so lange warten!" spricht jetzt der Vater ein Machtwort. „Ei, ich sag!" droht Fritzchen. Als das diesmal aber nicht hilft, steigt Fritzchen auf seinen Stuhl, stützt die Fäuste auf die Festtafel und trompetet in die Festrunde: „On de Kurr ös önne Meßkuhl versoape!"

Ostpreußisches Jägerlatein

Bei einem alten Förster saßen einst einige Kollegen beisammen und renommierten mit der Klugheit ihrer Hunde. Der alte Förster erzählte von seinem Pluto, er sei das klügste Tier, das ihm je begegnet. Vor einiger Zeit sei der Hund elend und misepetrig gewesen und habe nicht gefressen. Niemand konnte herausbekommen, was ihm fehlte. Eines Tages war er verschwunden, kam aber am nächsten Tag ganz vergnügt zurück mit einem Brief im Maul. Was für ein Brief das gewesen sei? — Eine Rechnung vom Zahnarzt in Insterburg. „De Pluto hat Täänschmarte gehatt, wär noa dä Stadt geloope on hat sig den kranke Tään rite loate."

Das wäre gar nichts, meinte der Hausherr. Sein Treff sei noch ein ganz Ende klüger. Sie wüßten ja, daß er nicht mehr ganz jung sei. Im letzten Herbst sei es so schlimm geworden, daß er nur noch ganz steifbeinig herumschleichen konnte. Eines Tages war auch er verschwunden. Aber er blieb eine ganze Woche fort. Dann erschien er mit einer quittierten Rechnung. „Hä wär", sagte der alte Förster, „bim Väädoktor noa Stallupöne gegange ohn hat sich up Reißmatismus behandeln lasse. Wie er utkureert wäre fung er en poar Hoaskes, moakte sine Reknung doamät glatt on brocht se mit betold an."

Ostpreußen ABC

In unserer letzten Ausgabe brachten wir ein Gedicht von unserem Landsmann Siegfried Saßnick „Marjellchen", ohne zu wissen, daß diese Zeilen nur ein Ausschnitt aus einem in Kriegsgefangenschaft entstandenen Ostpreußischen ABC sind. Inzwischen hat uns der Autor einen größeren Abschnitt zur Verfügung gestellt, den wir nachstehend veröffentlichen. Marjellen steht selbstverständlich unter M.:

Als vor 700 Jahren
Die Preußen noch die Prussen waren,
Da sprach man hier nicht deutsch nicht russisch,
Sondern einfach altes Prussisch.
Die Sprache ist verschwunden jetzt;
Gesprochen wurde sie zuletzt
Um fünfzehnhundert ungefähr,
Und danach hört man sie nicht mehr.
Zwar spricht man heute noch masurisch,
Vier Nehrungsdörfer sprechen kurisch,
Und oberdeutsch und platt am Strand,
Selbst litauisch am Memelland,
Doch von der Prussensprache her
Gibts keine 100 Worte mehr.

Die Worte mit der Endung „odder"
Wie Kodder, Schnodder und Lachodder,
Auch Schlossel, Schlorren und Spirkuks,
Und Wrucken, Lorbas oder Dups,
Auch kalibratsch und plauksch und Plon,
Die kannten unsre Väter schon.
Namen die mit „nick" beschließen
Gehören ebenfalls zu diesen;
Auch Perbandt, Killgis und Kalnein,
Das sollen alte Preußen sein;
Auch der gewalt'ge Gott Perkun,
Läuft heut' als Eigenname rum.
Nun haben diese Worte kaum
Verlassen ihren Ursprungsraum.
Berlin sagt allerdings noch „schnodderig",
Und wenn wem mies ist, ist ihm „koddrig", —
Und wird jetzt eifrig protestieren:
Die Worte wären doch die ihren! —
Der große Bruder irrt sich sehr,
Denn „odder" kommt vom Osten her!

Doch ein Wort machte die Karriere —
Auch dem „Objekt" gereichts zur Ehre —
Es handelt sich auch um was Rechtes:
Um die, die weiblichen Geschlechtes,
Die, — sofern sie unbenannt —
Bei uns Marjellen sind genannt.
Marjellchen ist ein liebes Wort,
Marjellchen hier, Marjellchen dort.
Marjellchen sind kaum 18 Jahre,
Das ist ja g'rad das wunderbare.
Denn ältere man daran kennt,
Daß man sie immer „Freilein" nennt.
Marjellchen, das ist Zärtlichkeit,
Marjellchen sind voll Lieblichkeit,
Marjellchen sind stets sehr adrett,
Marjellchen sind auch immer nett.
Marjellchen, das ist unsere Zier,
Wer's anders sagt, ist nicht von hier!

Marjellen gibt es groß und klein,
Von zwei Jahr'n ab stuft man sie ein.
Ist eine blond, die Augen hell,
Dann setzt man „trauste" vor Marjell.
Und ist so'n Mädel gut im Stand,
Dann sagt man „drugglig" hier zu Land,
Und ist sie sichtbar aufgeweckt,
Man sie als Spirkuks gerne neckt;
Ist sie zerfahren, sagt man schnell:
Das ist 'ne schoßliche Marjell!
Doch geht sie mit 'nem „Schmisser" aus,
Und kommt nicht rechtzeitig nach Haus,
Dann sagt man „luchtern" zu Marjell
Und schreitet zur Verlosung schnell;
Nein! zu frommen Klosterfrau'n
Eignen sich Marjellen kaum! —
Ganz einerlei, wie dem auch sei,
Die Maische, ist die Frau vom Mal. — — —
usw.

Siegfried Saßnick.

Mensch, na lach ok mal!

Wir veröffentlichen einige Proben ostpreußischer Witze und Geschichten aus der Georgine, die unter dem Titel „Mensch, na lach ok mal!" in zwei Heften erschienen sind. Sie sind durch Dr. Frhr. v. Wrangel, Hann.-Münden, Kattenstieg 1, zu beziehen. Preis 0,90 DM je Heft.

Die meisten Ostpreußen sind schlimme Dickschädel, das zeigt sich schon bei den Jungens. Bei bitterer Kälte sah man eines Tages einen



notdürftig angezogenen Jungen vor der Haustür stehen, der in der rechten Hand eine Katze am Genick hielt und am ganzen Leibe vor Kälte zitterte. Auf die Frage eines Vorübergehenden, warum er ohne Mantel draußen stehe und friere, gab er zur Antwort: „Ick freer dem Katt, de Krät hefft mie geklaut".

*

Ein Landmann trifft in Königsberg seinen Nachbarn, der erstaunt ist, ihn hier so unerwartet zu sehen. „Nachbarche, was machst Du denn hier?" „Ach", sagt der andere, „Weist, meine Frau ist durch einige Todesfälle in der Verwandtschaft so verängstigt, sie hat mir keine Ruhe gelassen, ich mußte nach Königsberg zum Professor zur Untersuchung fahren". „Sag, beim Professor? Was hat der denn genommen?" „Na, vierzig Mark; hab ich gern bezahlt, son Mann will doch auch leben." „Na, hat der was entdeckt?" „Er muß doch; er hat mir Medizin verschrieben, sechzehn Mark kost' die. Aber schließlich, der Apotheker will doch auch leben!" „Zeig mal, was ist das füre Medizin?!" „Ach Mensch, die hab ich natürlich in 'n Pregel geschmissen, ich will doch schließlich auch leben!"

*

Selbst bei den Viehpflegern findet man unselige Ansätze von Klassenbewußtsein. Das bezeugt nachstehendes Erlebnis: Im Dorf war Tanzvergnügen. Johann trat vor ein ihm bekanntes Mädel mit den Worten: „Na, Auguste, kom danze!" Auguste lehnt naserümpfend ab: „Peh, mit Die?!" Darauf Johann: „Ach, Augustche, du denkst vielleicht, ick sie noch immer bie de Schwien, ick sie all längst bie de Fohlens!!"

*

Es gibt auch heute noch in Königsberg manch einsame Gasse, in der es behaglich zugeht. Frau Meta geht recht vorsichtig ein solches Gäßchen entlang, weil Glatteis ist. Vor ihr zieht eine Gemüsefrau mit Henkelkörben dahin und ruft melodisch: „Petersilie, Pasternack!" Sie gleitet aus und fällt mit ihren Körben hin. Frau Meta, die unmittelbar hinter ihr geht, ruft erschreckt: „Huch!" Ruhig sitzen bleibend, wendet die Marktfrau den Kopf: „Herrjeh, Herrjeh, Madamke, wat is, full ik op ehrem?"

*

Ein Ostpreuße trifft in Berlin einen Kriegskameraden, der einen merkwürdigen Köter an der Leine führt. Während der Unterhaltung fragt der Ostpreuße, was das für eine Kreuzung von Hund sei. „Meen Lieber, det is ne Kreuzung zwischen Hammel und Ostpreuße!" gibt der Berliner grinsend zur Antwort. Aber unser Landsmann ist schlagfertig: „Na, is man gut, denn sind wir ja beide mit dem Tierche verwandt!"

*

Sonntagsjäger auf der Treibjagd. Einer schießt ebensooft daneben, wie er behauptet, getroffen zu haben. Bei einem Kessel geht der alte Kämmerer neben ihm, wieder schießt der Sonntagsjäger vorbei und ruft aus tiefster Überzeugung: „Der hat gekriejt!" Darauf der Kämmerer: „Joa — — Angst!"

Dackelade

Männe heet ons Dackelhund,
Wiel'ts öm sienem Stammboom stund.
Dat he echt, dat kunn man sehne,
He had Form onn kromme Beene.
Schwartet Fell onn brune Foote,
Blanke Oog önnem Kopp — ganz groote.
He kunn sötze, Footke gäwe,
Ook dat veerde Been anhäwe,
Wenn he hastig renne deit,
Ook — wenn an ne Boom he geit. —
Önn sien Fach wär he ganz groot,
Sorgd stäts, dat sien Herr wat schoot.
Wenn he nehm de Flint vom Nagel,
Wackelt Männe mött dömm Zoagel.
Mieft ver Freid, rennt an ne Deer
Onn öss bute ömmer veer.
Kiekel, Hoahn onn Hehner renne,
Wenn kömmt angeroast de Männe.
Röppt sien Herr ämm dann toröck,
Rennt he wedder nöch e Stöck.
Horche full äm goarnich önn,
Denn he had sien eegen Sönn.
Önnem Woald wär he ganz stur,
Schnöffelt he e Hoaskespur.
Belld onn rennd dorch alle Joage,
Wöll dömm Kromme doch am Kroage.
Wielerwies he dann verhofft,
Wiel ämm utging all de Lofft.
Nu — als he de Losung seech,
Nochmoal Losst to renn, he kreech.
Doch onns Lampe Hoake schloog
Onn dömm Doackel so bedroag.
Nu wurd ömm de Sach to domm,
Affgerackert kehrd he omm,
Rend so schnell de Feet ämm droage,
Meed to Hus mött leerem Moage.
Freet de Klunkermoss ganz ut,
Löckt sich aff de matte Schnut,
Ook de Feet vom Sand onn Dreck
Onn kröppt hindre Oaweeeck.

Clara Brenke-Busse.

Der brave Krause / Von Erika Ziegler-Stege

Die Domäne F. liegt am Frischen Haff. Ihr Park schmiegt sich malerisch an das glänzende Wasser und wird von seinen Wellen freundlich gegrüßt. Sie glucksen zu ihm herauf, flüstern und scherzen mit ihm, wie alte Bekannte eben untereinander zu scherzen pflegen.

Die Domäne war damals vor vierzig Jahren in geschickten Händen. Und wenn ein Landwirt eine geschickte Hand hat, dann macht er es sich zur Aufgabe, auch seine Tiere geschickten Händen anzuvertrauen. Im alten Krause hatte der Gutsherr nun eine Perle gefunden, die er wohlweislich vor die Säue warf. Das soll heißen, daß der alte Krause ein Schweinefütterer war, wie er nur selten geboren wird.

Auch die Frau des Hauses zeigte großes Interesse an allem Getier, und versäumte nie, die vierbeinigen Wöchnerinnen zu besuchen. Drei Sauen kamen nacheinander zum Ferkeln. Die erste hatte neun prächtige „Kinder" zur Welt gebracht, die zweite sieben. Es war eine Wonne, und die Gutsfrau lobte in freundlichen Worten den braven Schweinemeister, dessen kleine Äuglein mit denen seiner Zöglinge um die Wette blitzten.

Nun war auch für die Dritte ihre Stunde gekommen. Der alte Krause war auf dem Posten. Aber — es kam nichts. Genau gesagt: Es kam e i n g a n z e s Ferkel, und dann nichts mehr. Wie war das nur möglich? Dem Alten wollte es nicht in den Kopf.

Zur üblichen Zeit machte die Gutsfrau ihre Runde und betrat mit besonders freudiger Erwartung den Schweinestall.

„Na, Kraues, hat sie's geschafft."

„Jo, jnädjes Fruke!" Krause konnte nicht weitersprechen. Er schämte sich. Nicht etwa, weil er sich ungewaschen und ungekämmt seiner Herrin präsentierte. Oh, nein, er schämte sich über eines seiner „Kinder", die ihn mit dem einen kümmerlichen Ferkel so doll blamieren wollte. Er schämte sich und graulte sich vor der Frage, die nun kommen mußte und auch nicht auf sich warten ließ:

„Na, Krause? Wieviel hat sie denn? Er konnte nicht sprechen, seine Hand zeigte matt in die Richtung, wo sie ihr Lager hatte. Leichte Schritte näherten sich der jungen Mutter. Dann wandte sich die Gutsfrau mit einem Ruck zur Seite.

„Aber Krause, nur e i n Ferkel? Wie ist denn das möglich?"

Der Alte weiß nicht recht, was er sagen soll. Aber eines ist ihm klar, er muß versuchen, die Gutsfrau zu trösten. Im Ton echten Mitleids und der Enttäuschung, die beide gleichermaßen trifft, meint er treuherzig:

„Jo, jo, jnädjes Fruke! Et is ja man nich viel. Oober —, nu hat se doch man beiwenigsten nich u m s o n s t jeferkelt."

Die Drohung

Et wör e strammer Sommerdag
tom auste grod so recht.
De Schulze Franz de rackert söck
on schwötzt doabie nich schlecht.
„Twee Föder noch, denn häw wi't bönn!"
sächt he to siener Fru.
„Load man got, dat nuscht valörst,
on zoing, denn häw' wi Ruh'!"
Wie Ton, sien Söhn, nu wiederfoart,
doa kickt ons Franz moal op,
on wie he kickt, krust he de Störn
on schlackert möttem Kopp.
Denn hingerm Wald doa köm et ropp
so röchtig schwart on gru.
„Nä —, mött twee Föder wart dat nuscht!"
sächt Franze siene Fru.
Ons' Franz, dat öss een frommer Mann,
jeiht Sünndags önne Körch
on denkt ok nu: „Ach, lever Gott,
nu loat ons man noch dörch!"
On wie he nu de Hocke sitt,
so dröj on licht on riep,
doa platzt he los ön siener Not,
nömmt utem Mul de Piep:
„Lew Gottke, wenn nu ränge lätst,
mien Frind böst Du denn nicht!
Dat eene säg' öck, dat öck goa
Di nich toä Oster bicht! —

Gerhard Weiß.

★ UNSERE HEIMATKIRCHE ★

Am 24. September:

Ostpreußischer Kirchentag in Rendsburg

Als vor etwa 15 Jahren Tausende von Landjahrkindern nach Ostpreußen gebracht wurden, um sie dort, wenn möglich, in die landwirtschaftliche Arbeit einzugliedern, war es der Ostpr. Provinzialkirche eine selbstverständliche Pflicht, diese Jugendlichen geistlich zu betreuen. Ein tüchtiger Gemeindepfarrer wurde speziell damit beauftragt, sie an ihren Arbeitsplätzen und in den Wohnungen aufzusuchen, Kreis- und Gemeindetreffen zu veranstalten, sowie die Verbindung mit den Berliner Heimatgemeinden herzustellen und die Seelsorge so weit als möglich durchzuführen. Die Kirchenprovinz stellte ganz erhebliche Mittel für diese Arbeit zur Verfügung, schließlich wirkten sechs junge Geistliche, alle mit Motorrädern ausgestattet, hauptamtlich bei der Betreuung dieser Kinder mit. Eine Unmenge Arbeit wurde geleistet, die ganz gewiß nicht ohne Segen geblieben ist.

Es dauerte nicht lange, da erschienen in Ostpreußen die Geistlichen aus der Heimat der Kinder, aus Berlin und anderen Städten. Sie konnten es nicht unterlassen, ihre ehemaligen Konfirmanden aufzusuchen, mit ihnen zu reden, Grüße aus der Heimat zu bringen und sie unter Gottes Wort zu sammeln. Man kann sich vorstellen, welche Freude unter den Kindern herrschte, wenn ihr Pfarrer kam, ihr Seelsorger zu ihnen sprach. Ja, selbst wenn in Berlin hier und da das Verhältnis zwischen Pfarrern und Kindern nicht einmal das beste gewesen sein mochte, jetzt sahen die Kinder die Sache mit ganz anderen Augen an. Wenn jetzt der Heimatpfarrer kam, dann waren die Gemeindesäle bis zum letzten Platz gefüllt. Das Wort Gottes in der Heimatsprache verkündet, hatte eine besondere Anziehungskraft. Die ostpreußischen Gemeindepfarrer bereiteten diese Versammlungen vor, stellten Kirchen und Gemeindesäle zur Verfügung und luden die Kinder ein, unter dem besonderen Hinweis, daß ihr Heimatpfarrer zu ihnen sprechen würde. So entwickelte sich eine wundervolle missionarische Arbeit, aus dem Zusammenwirken von alter und neuer Heimat. Niemand in der Ostpr. Kirche wäre auf die Idee gekommen, die Mitwirkung der Berliner Pfarrer abzulehnen, etwa mit der Begründung, daß dadurch die Arbeit der Ostpreußen auf geistlichem Gebiet gestört wurde. Über allem eigenem Tun stand der Wunsch, offene Türen für das Evangelium zu schaffen.

Dieser kleine Hinweis auf die Vergangenheit sei im Zusammenhang mit der Frage der Veranstaltung von heimatlichen Kirchentagen überhaupt gestattet. Es könnte immerhin sein, daß der eine oder der andere im Bundesgebiet oder in Ostdeutschland sagen könnte: „Warum noch Ostpreußische Kirchentage? Die Ostpreußische Kirche gibt es nicht mehr. Es ist ein Unsinn, die ehemaligen Ostpreußen immer wieder an die Heimat zu erinnern. Sie sollen in die neuen Gemeinden eingegliedert werden; sie sollen in ihrer neuen Umgebung verwurzeln und soweit als möglich das Gewesene vergessen."

So einfach liegen die Dinge aber nicht. Sicherlich sind alle in dem Ziel einig, daß die Eingliederung der Ostvertriebenen in die neue Kirchengemeinde erfolgen soll. Es hat sich von selbst so ergeben, daß sich die Flüchtlinge über das ganze uns verbliebene Deutschland verstreut und naturgemäß bei den zuständigen Kirchengemeinden Anschluß gesucht haben. Ihre geistige Versorgung war damit wenigstens grundsätzlich sichergestellt, wenngleich die verschiedenen gottesdienstlichen Formen, andere Liturgien und hin und her auch eine unfreundliche Aufnahme hemmend wirkten. Von vornherein war es klar, daß bei der Zerstreuung der Ostpreußen über das ganze Land eine regelrechte Versorgung mit Gottesdiensten, Beerdigungen, Trauungen, Konfirmandenunterricht usw. durch die Pfarrer der alten Heimat nicht mehr möglich war. So kann man die Eingliederung der Ostvertriebenen in die hiesigen Gemeinden nur begrüßen, vorausgesetzt, daß diese den Zugewanderten volles Heimatrecht gewähren.

Die Frage ist im Grund genommen gegenwärtig also nur diese, in welcher Weise die Eingliederung am schmerzlosesten zu erfolgen hat. Und da scheint es uns nicht möglich zu sein, von den Vertriebenen kurzerhand zu verlangen, daß sie das Gewesene möglichst schnell vergessen sollen. Eine solche Nichtachtung dessen, was den Vertriebenen eine liebgewordene kirchliche Ordnung bedeutete, zu der sie von Vater und Mutter erzogen waren, muß zweifellos eine schwere Erschütterung hervorrufen. Freilich neigt unsere materialistische Zeit dazu, die Menschen als Nummern zu betrachten, als Ware, die man hin und herschieben kann, als Arbeitstier, das man von einem Platz auf den anderen verfrachtet. Heute fragt man nicht viel nach dem Herzen der Menschen, nach ihren Sitten und Gewohnheiten. Zum größten Schaden für Mensch und Volk reißt man die einzelnen aus ihrer Umgebung heraus. Tausenden von Balten wurde s. Zt. eine „neue" Heimat gegeben, sogar mit kompletten Wohnungen und Arbeitsmöglichkeiten. Aber niemand von den Balten war glücklich über die Heimführung ins Reich, selbst wenn sie eine hinreichende Existenz gefunden hatten. Sie blieben im Grunde genommen fremd im fremden Lande.

Der Verlust der Heimat ist ein so schwerer Eingriff in das äußere und innere Leben des Menschen, daß alle weiteren Härten vermieden werden müssen. Je mehr der Mensch äußere Dinge verliert, desto mehr sucht er — wenn er die unvergänglichen und unverlierbaren Güter der göttlichen Gnade kennt — den Raum der Kirche und der kirchlichen Gemeinschaft. Daher muß aber auch die Kirche darauf bedacht sein, denen, die zu ihr kommen, den Übergang von der früheren Kirche in die jetzige soweit wie möglich zu erleichtern.

Das kann natürlich einmal so geschehen, daß der eingesessene Gemeindepfarrer sich an die Methode des Apostels Paulus hält, der den Griechen ein Grieche, den Juden ein Jude geworden war. So soll der hiesige Pfarrer seinen einheimischen Gemeindegliedern der heimatverbundene Pfarrer bleiben, den zugewanderten Ostpreußen, Pommern und Schlesiern aber ein Ostpreuße, Pommer und Schlesier werden, in dem Sinne, daß er mit ihnen lebt, ihre Nöte hört, ihnen Gottes Wort so verkündigt, wie sie es verstehen. Man soll die „Flüchtlinge nicht mit Gewalt nach dem Motto: „Vogel friß oder stirb" in die neue Form hineinzwingen wollen. Was nach Gottes Willen in den langen Jahren vor der Flucht in Ostpreußen usw. an christlichen Sitten und Formen geworden ist, darf man nicht einfach niedertreten. Auch die Form gehört zum Leben; auch sie hat bedeutsame Werte. Und es könnte sein, daß man beim Zerbrechen der Form auch den Inhalt verschüttet.

Natürlich richtet sich die Bitte, sich der Heimatvertriebenen anzunehmen, nicht bloß an die Pfarrer, sondern in gleicher Weise an die ganze christliche Gemeinde, die Jugendbünde, die kirchlichen Frauen und Männerdienste, Vereine der Inneren Mission usw. Ein reicher Aufgabenkreis ist mit der Flüchtlingsarbeit der eingesessenen Gemeinde gegeben, der sie beglücken und zu immer neuem Tun aufrütteln müßte. Die Kirche hat die Sorge für den Fremdling immer als ihre Spezialaufgabe, als ihr besonderes Vorrecht erkannt. Wenn unser Herr Christus die Worte spricht „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin nackend gewesen und ihr habt mich bekleidet" so ist das für uns heute ein ganz deutlicher Hinweis auf die Flüchtlinge, die wohnungslos, erschöpft und mangelhaft bekleidet zu uns gekommen sind.

Eine wesentliche Erleichterung wird aber die Eingliederung der Zugewanderten in die Gemeinde durch ein möglichst enges Zusammenarbeiten mit den Pfarrern der alten Heimatgemeinden erfahren. Diese vollzieht sich am besten in der Veranstaltung gemeinsamer Gottesdienste, in der Form, daß der alte und der neue Gemeindepfarrer gemeinsam zu der Gemeinde sprechen. Nichts verbindet so, als gemeinsames Hören des Wortes Gottes, als gemeinsames Loben und Danken. Es wird sich auch empfehlen, die Gottesdienste nicht in weltliche Räume, Gaststätten usw., sondern in die Kirche zu legen. Die Vertriebenen sollen auch äußerlich merken, daß sie Heimatrecht in der Kirche haben. Die gemeinsame Verkündigung des Wortes Gottes durch den Pfarrer der neuen und der alten Heimat kann für alle Teilnehmer des Gottesdienstes nur augenfällig deutlich machen, daß wir trotz verschiedener Formen in „einem" Dienst und in demselben Glauben stehen. So sei der Wunsch ausgesprochen, in viel reicherem Maße als bisher gemeinsame Gottesdienste zu veranstalten.

HERBST

So Sommerschön hat noch kein Herbst geblaut.
Wie blasse Seide strahlt der Himmer her.
Die Brombeerhecken stehen silberübertaut
Mit dunklen Früchten, süß und reifeschwer.
Spinnetze häkeln kunstvoll zwischen Zweigen,
Im Nebeltropfen blitzt der Sonn Pracht.
Vom Acker rings Kartoffelfeuer steigen
Wie Opferruch, der Gottheit dargebracht.
Wildgänse ziehen nach dem fernen Süden,
Ihr letzter Ruf klingt sehnsuchtsvoll herab.
Von unsichtbaren Händen, sommermüden,
Gepflückt, fällt von den Bäumen Blatt um Blatt.

Frieda Strauß

„Die Christenheit der Welt vor der Flüchtlingsfrage"

Die großen Ostpreußischen Kirchentage sollen dazu dienen, den Zugewanderten die neue Heimat bereiten zu helfen. Die Gottesdienste werden in den Formen der ostpreußischen Heimat gehalten. Die Einladung zu solchen Kirchentagen geht grundsätzlich von der Leitung der zuständigen Landeskirche und den noch bestehenden ostpreußischen kirchlichen Organisationen aus. So zeichnen für den Rendsburger Kirchentag verantwortlich die Ev. luth. Landeskirche Schleswig-Holstein, die Bekenntnisgemeinschaft der Ostpr. Flüchtlingskirche und das Hilfskomité der ev. Deutschen aus Ostpreußen.

Es ist von außerordentlicher Bedeutung, daß die Leitung der Landeskirche einmal in großer öffentlicher Versammlung zu den Vertriebenen spricht. Das Grußwort der Schleswig-Holsteinischen Kirche überbringt Bischof Wester-Schleswig. Die Predigt in dem um 10 Uhr stattfindenden Festgottesdienst hält Pfarrer Stotzka-Gelsenkirchen, früher Rogahlen, der Bruderschaft aus dem Kampfe der Bekennenden Kirche bekannt, ein Freund und Mitarbeiter des all zu früh heimgerufenen Pfarrers Hetz-Rogahlen, dem die Ostpr. Flüchtlingskirche zu größtem Dank verpflichtet ist.

Professor D. Iwand-Göttingen (früher Königsberg) spricht zu dem Thema: „Die Christenheit der Welt vor der Flüchtlingsfrage". Wie kaum ein zweiter Theologe an deutschen Universitäten hat sich Prof. Iwand mit dem Flüchtlingsproblem befaßt, Beziehungen zu den christlichen Freunden der ganzen Welt angeknüpft und mit der Gründung des Hauses der helfenden Hände in Beienrode praktische Arbeit für die Flüchtlinge geleistet.

Als einer der letzten Pfarrer, die aus Ostpreußen herausgekommen sind, wird Pfarrer Kaufmann über die Zeit von 1945 bis 1948 in Ostpreußen und anschließend über das Flüchtlingsselbsthilfewerk der Ev. Kirche in Beienrode bezw. über die Aufbauarbeit des Hauses der helfenden Hände berichten.

Das Schlußwort hat Herr Superintendent Gramlow-Rendsburg. Ihm sowie der im Ostpr. Kirchenkampf bewährten Ärztin, Frau Dr. Lindstädt und der Gemeinde Rendsburg verdanken wir die Vorbereitung des Tages. K.

Ermländische Nachrichten

Wo sind unsere ermländischen Priester?

Zu Beginn des Jahres 1945, als die große Heimsuchung über unsere Heimat kam, zählte das Bistum Ermland, das Ostpreußen, Memel und Gebiete des Reg.-Bezirkes Marienwerder umfaßte, 323 Priester. Mit Bischof Kaller, der am 7. Juli 1947 in Frankfurt verstorben ist, teilen alle Priester das Los des ermländischen Volkes in den Schrecken des Kriegsendes und dem Elend der Nachkriegszeit. Als der Krieg in unsere Heimat kam, fanden 131 Priester, also ein Drittel, den Tod durch Gewalt, Typhus, Hunger und Entbehrungen, darunter das gesamte Domkapitel mit Ausnahme eines einzigen Domherrn (Dr. Schwark). Einige wenige durften in der alten Heimat zurückbleiben. 160 Priester haben Aufnahme in folgenden Diözesen gefunden: Aachen 9, Augsburg 5, Bamberg 2, Berlin 6, Eichstätt 3, Freiburg 6, Fulda 7, Hildesheim 13, Köln 16, Limburg 4 Meißen 6, München 4, Münster 6, Osnabrück 35, Paderborn 15, Passau 1, Regensburg 3, Rottenburg 10, Trier 5 und Würzburg 4. Außerdem sind 3 Priester im Ausland (2 in Südamerika, 1 in USA).

Abgesehen von den Geistlichen, die infolge ihres Alters oder durch Krankheit den Anstrengungen der schweren Seelsorgertätigkeit nicht mehr gewachsen sind, stehen alle Priester in der schwierigen Vertriebenen-Seelsorge, 75 in der britischen Zone, 24 in der amerikanischen, 12 in der französischen Zone und 25 in der russischen Zone. 13 unserer Geistlichen sind in planmäßigen Stellen als Professoren und Religionslehrer.

Nach dem Tode Bischof Kallers wurde zum Diözesan-Oberhaupt Prälat Arthur Kather gewählt und vom Papst bestätigt, der nun seit über 3 Jahren als Kapitularvikar seinen ermländischen Diözesanen in der Zerstreuung von der Nordsee bis zum Bodensee, von der Oder bis zum Rhein vorsteht. Sein Wohnsitz ist: Osnabrück-Haste, Gut Honeburg. P. K.

*

Am 29. Oktober 1950 feiert Schwester Stephania Feige, Provinzialoberin der Grauen Schwestern zu Königsberg, ihr 50jähriges Ordensjubiläum. Von 1902—1945 hat Schwester Stephania als Ordensoberin ihre Sorge und Kraft dem St. Elisabeth-Krankenhaus zu Königsberg gewidmet. Jetzt befindet sich Schwester St. in Dresden als Provinzialoberin.

Zwei Ermländer wurden zu Priestern geweiht: Eugen Maria Dost aus Allenstein und Bernhard Preuss aus Königsberg.

Am 15. Juli hat der bekannte Organist und Kantor Paul Sommer aus Braunsberg sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert.

Erzpriester Wedig ist in Bischofsburg gestorben. Ferner beklagen die Ermländer den Verlust des langjährigen bewährten Betreuers des ermländischen Katharinenordens Direktors Prälat Schlüsener. Konrektor Grunwald, früher Frauenburg, ist im Alter von 73 Jahren gestorben.

Ermländertreffen finden statt:

am Sonntag, 17. September, in Celle, 11.15 Uhr;
am Sonntag, 24. September, in Berlin, St. Johannis-Basilika, 11.30 Uhr;
am Sonntag, 8. Oktober, in Freiburg i. Br., Adelshauser Kirche, 10 Uhr;
am Dienstag, 10. Oktober, in Radolfzell, Münster, 9 Uhr;
am Freitag, 13. Oktober, in Hechingen, 9 Uhr;
am Sonntag, 15. Oktober, in München, Angerkloster;
am Dienstag, 17. Oktober, in Weingarten, 10 Uhr;
Vom 2. bis 5. Oktober treffen sich die ermländischen Priester zu einer Tagung in Königstein-Taunus. P. K.

Anke von Tharau - Freundin unserer Gefangenen

Es gab eine Zeit, da stritten wir uns darum, ob das Lied vom Anke von Tharau wirklich von Simon Dach stammt, wie es die Eintragung ihres Schwiegersohnes im Tharauer Kirchenbuch angibt. Gelehrte aller Art, Sprachwissenschaftler, Geschichtsforscher, Musikkenner, Schulmeister, schrieben jahrelang Beweise und Gegenbeweise. Obgleich es eigentlich gar nicht so besonders wichtig ist, und es bis heute noch keiner genau weiß.

Denn nachdem das Lied aus Alberts schlichter Volksweise in Herders hochdeutscher Übertragung von Franz Silcher in seiner Art neu vertont wurde, ist es Gemeingut des ganzen deutschen Volkes geworden. Es wird als Volkslied in fast allen Winkeln des Reichs gekannt und gesungen. Dabei haben wir hier in Westdeutschland manchmal erlebt, wenn wir Ostpreußen dies Lied als unser schönstes Heimatlied anstimmten, daß einer fragte, wie wir denn gerade zu diesem Lied kämen. „Ännchen" sei doch vom Rhein! Denn daß Tharau in Ostpreußen ganz nahe von Königsberg liegt — wer weiß das schon?

Daß unser ostpreußisches Anke aber unter ganz besonderen Umständen eine schöne und gute Aufgabe hat erfüllen können, die es noch einmal weit über den Rahmen eines engen Heimatliedes hinaus hebt, kam erst kürzlich ans Licht. Wir hatten ein halbes Hundert der letzten Rußlandheimkehrer geladen, um ihnen nach den langen Jahren im Sowjetlager einen Abend der Kameradschaft und wiedergewonnener Freiheit zu geben. Eine Sängerin trug ein paar Volkslieder vor und hatte mitten hinein auch Ännchen von Tharau gestellt. -Obwohl es nun sicher nicht anders oder besser gesungen war als die anderen auch, fand das Lied ganz besonders herzlichen und dauernden Beifall der Hörer. Den Grund dafür gab einer der Heimkehrer an, als er den Künstlern und dem guten Sinn des Abends seinen Dank sagte. Aus seinen Worten und den Erzählungen der anderen entstand ein Bild unserer Anke, das hier eine ganz neue Aufgabe in aller Heimlichkeit eröffnete.

Wenn man in den Zwangslagern nach Arbeit, Hunger und Elend einmal zusammenkommen konnte, um mit Musik oder Gesang sich selbst eine schöne Stunde zu gestalten, so war es nicht leicht, die Lieder zu finden, die man noch singe durfte. Denn überall saßen die Aufpasser, argwöhnten und nahmen Anstoß. Alles, was die Heimat betonte oder gar die heute zum Sowjetbereich geschlagenen deutschen Provinzen betraf, war verboten. Und wer es wagte, davon zu reden oder zu singen, mußte schwerer Folgen gewärtig sein.

Gegen ein ganz eindeutiges Liebeslied aber hatte auch der Politkommissar nichts einzuwenden. Und das war ja doch einwandfrei Sinn und Inhalt dieser Liebeserklärung an das Tharauer Anke.

Käm alles Wetter gleich um uns zu schlah'n
Wir sind gesinnt, beieinander zu stahn'.

Wer kann hier politische oder freiheitslüsterne Gedanken suchen? Daß es den Kriegsgefangenen innigster Ausdruck ihrer treuen Kameradschaft und ihrer tiefen Treue gerade nach dem Wetter des Zusammenbruchs wurde, das konnte nur der wissen, der es selber fühlte. Und weiter:

Würdest Du gleich einmal von mir getrennt,
lebtest da, wo man die Sonne nicht kennt —
ich will Dir folgen durch Wälder und Meer,
durch Eis, durch Kerker, durch feindliches Heer.

Was da einmal vor dreihundert Jahren aus der Not des Dreißigjährigen Krieges her einer jungen Braut gesagt wurde, das galt heute für jeden dort im Stacheldraht als ureigenster Gedanke. Aus welcher Ecke der zerschlagenen unbekannten und so unendlich fernen Heimat sie kamen, dies galt für jeden gleich. Je weniger die wahren Gedanken vom Bedrücker erkannt wurden, um so höher wuchs unser Anke in seinem heimlichen Gelöbnis und wurde zur Verkörperung der Heimat und aller Sehnsucht und Liebe zum unglücklichen Deutschland.

Wenn wir heute einmal mit den Augen dieser Menschen das Lied lesen, die Jahr um Jahr in seelischer Not und Bedrücktheit aus Überwachung, Zwang und Mißtrauen ein heimliches Sinnbild für den Gedanken nach Hause suchten, so bekommt wohl unser altes Ankelied auch für uns einen neuen und tiefen Sinn. Wir werden froh darüber, daß es gerade unser ostpreußisches Anke ist, das sich so ungezählte Herzen gewann und Zahllosen unserer Kameraden in ihrer bittersten Zeit den Weg zur Heimat wies. Zu einer Heimat, die nicht nur in Ostpreußen zu liegen braucht, sondern das ganze deutsche Land umfaßt und um so tiefer und stärker wird, je mehr es uns geht wie Anke sagt:

. . so ward de löw' ön uns mächtig on groot
dörch Kryhtz, Bedröfnis, Verfälgung on Tod.

Dr. E. von Lölhöffel (Tharau)

Ohne Zagen

Auch aus Trümmern keimt das Leben
Ständig wieder neu.
Immer rastlos weiter streben
Woll'n wir ohne Scheu.
Hat dir das Schicksal gar vieles genommen,
Sei doch niemals verzagt.
Keiner kann je vorwärts kommen,
Der nur mutlos klagt!

Bolko Freiherr von Richthofen

Herrliche Tage in Hamburg:

Das dritte Treffen der Rasensportler

Das Jahresereignis der Freunde des ostpreusischen Rasensports das dritte Wiedersehenstreffen in Hamburg, ist verklungen. Die Wiedersehensfreude ist verrauscht. Geblieben ist eine schöne, unauslöschliche Erinnerung.

Hans Schemioneck, der vor drei Jahren mit dem ersten Treffen der Mitglieder der Vereinigung Asco den Grundstein für diese Veranstaltungen legte, faßt den Eindruck der Hamburger und seinen Dank an die Hamburger Vereinigung ostpreußischer Rasensportler für die Durchführung der Veranstaltung in folgende Worte:

„Wenn alle Märchen mit ‚Es war einmal' anfangen, dann muß ich diese Zeilen des Dankes an die VOR auch beginnen mit der Feststellung: Es war ein märchenhaft schönes Familienfest der Königsberger — leider aber auch nur der Königsberger — Rasensportler, als diese in Hamburg-Blankenese sich „entrosteten" und abends zuvor in der Elbschlucht ernst feierlich und nachher überschäumend kameradschaftlich und froh das goldene Jubiläum des ostpreußischen Rasensports begingen.

Es waren überaus gelungene Stunden, und selbst „alte Hasen" in solchen Wiedersehenstreffen Königsberger Sportler, zu denen sich der Schreiber dieser Zeilen auch zählt, sahen sich in allen Erwartungen übertroffen von der Begeisterung der von nah und fern in Rekordzahl zusammengekommenen Klub- und Sportkameraden. Es waren Rekorde der Freude, Rekorde an Idealismus!"

Soweit Hans Schemioneck. Nach allem, was wir gehört und den Zuschriften anderer Teilnehmer entnommen haben, bewegten sich die Meinungen und Urteile über diese Veranstaltung auf der gleichen Linie.

Und nun zu der Frage, die wohl jeden Sportfreund, der nicht dabei sein konnte, sodann interessiert: Wer war da?

Rund 500 Teilnehmer waren gekommen, aus Ost und West, aus Nord und Süd, aus Nah und Fern. Daß der VfB an seinem Jubiläumstage besonders stark vertreten war, versteht sich fast von selbst. Aus der glanzvollen Ära Gehlhaar — Gädicke sah man Bzdurreck, Mauritz, Gutschendies, Batzkus Lemke und Bendig, also mehr als eine halbe Fußballmannschaft. Weit größer als im vorigen Jahr war diesmal der Kreis der VfK-er, während die Beteiligung von Prussia-Samland und Asco sich im gewohnten Rahmen hielt. Von Rasensport-Preußen, VfL und Concordia sah man nur je einen Klubangehörigen. Karl Kolbe vom VfL mußte berichten, daß dieser Verein völlig zerschlagen ist und daß er bisher noch nicht mit einem einzigen seiner Klubkameraden Verbindung aufnehmen konnte. (Anschriften ostpreußischer Sportler bitte an die Hamburger VOR, Hamburg 1, Mönkebergstraße 11 Bankhaus Kreiß.)

Die überwiegende Mehrzahl der Teilnehmer gehörte jenen Jahrgängen an, die ab 1925 aktiv waren. Besondere Freude hat es ausgelöst, daß auch die älteren und allerältesten Sportgenerationen vertreten waren. Wir denken da an Richard Reike und Max Götz, die dem VfB seit 1902 angehören, an den Jugendobmann und Ligabetreuer Prussia-Samlands Lalla, an den Vorweltkriegsligaspieler und langjährigen zweiten Vorsitzenden Prussia-Samlands „Schwager" Schulz, die erstmalig erschienen waren. Auch der Hamburger Franz Bomeyer, der in seiner Königsberger Zeit die VfB-Liga betreute, feierte mit seinen alten Klubkameraden ein frohes Wiedersehen. Und besonders hoch haben wir es Dr. Drescher angerechnet, daß er trotz der vielen Veranstaltungen am Tag der Heimat vom Flüchtlingsministerium in Bonn gerade zu uns, seinen Sportfreunden, kam, um zu dem Thema „50 Jahre ostpreußischer Rasensport — 50 Jahre VfB" zu sprechen.

Die Veranstaltung begann an einem wunderschönen Sommer-Sonnabend in dem herrlich gelegenen Etablissement Elbschlucht mit einem herzlichen Wiedersehen. Nach der Begrüßung durch den Vorsitzenden der VOR Georg Brenke, in dessen Händen die Gesamtregie dieser gelungenen Tage lag, würdigte Dr. Drescher die Leistung des VfB und seinen Beitrag im Rahmen der Entwicklung des ostpreußischen Rasensports. Er unterstrich dabei die charakter- und gemeinschaftbildenden Werte des Sports, die in der Zeit nach diesem Kriege eine Bewährungsprobe bestanden haben, die die kühnsten Erwartungen selbst der Verschworenen des Sports übertroffen haben. Es ist schon so: Wer im Sport lediglich ein Spiel der körperlichen Kräfte sieht, der gleicht in seiner oberflächlichen Betrachtungsweise jenem Naivling, der da glaubt, er brauche sich nur einen Zylinder aufzusetzen, dann käme das geistige Format des Diplomaten von selbst.



Die beiden besten Fußballmannschaften beim diesjährigen Wiedersehenstreffen der ostpreußischen Rasensportler in Hamburg. Links: Eine Kombination von Prussia-Samländern und KSTVern. Rechts: Die VFB-Mannschaft

Die Glückwünsche der Vereine brachten dem VfB dar: für Asco Hans Schemioneck, für Prussia-Samland der langjährige Vorkriegsvorsitzende Johannes Harder, für VfK Isakeit, für Concordia Zöllner, für den VfL Kolbe, für Rasensport-Preußen Lukat und für den KSTV Kubatat. Aus allen Worten sprach Liebe und Treue zum Sport und zu der Heimat und hohe Wertschätzung dessen, was der VfB in unserer Heimat vollbracht hat. Ein schönes Bild kameradschaftlicher Verbundenheit und sportlicher Zusammengehörigkeit.



Die Frauen-Handball-Mannschaft von Asco Königsberg mit ihren Gegnerinnen vom SV Blankenese Aufn.: A. O. Schmidt Hamburg

Der Jubilar hatte vor dem Treffen zwei von dem Mitarbeiter unserer „Ostpreußen-Warte" Maximilian Grunwald gut redigierte und interessante Vereinszeitungen herausgebracht. In der Gedenkstunde nahm für den VfB die Glückwünsche Willi Krawzick entgegen, dessen selbstlosem Einsatz nach dem Kriege die Angehörigen unseres ältesten Rasensportvereins es vornehmlich zu verdanken haben, wenn sie bereits wieder eine recht festgefügte Gemeinschaft bilden. Er verlieh Ehrennadeln des VfB an folgende verdienstvolle Männer des ostpreußischen Rasensports: Dr. Drescher, Harder, Dr. Schmidtke, Alandt, Brenke, Schemioneck, Edgar Gerlach, Prof. Steffani, Dr. Richter, Richard Reicke und Max Goetz.

*

Und nun die sportlichen Wettkämpfe in Blankenese. Sie waren nicht ganz ohne bei der strahlenden Sonne, und nach den Strapazen des Vortages. Die einst berühmte Damen-Handballmannschaft des Asco, von Frau Friedrich wie einst in den 20-iger Jahren im Spiel angeführt, unterlag nur knapp gegen den SV Blankenese. Und im Fußball-Blitzturnier verloren so alte „Knaben", wie Batzkus, Mauritz nur durch das ungünstigere Torverhältnis gegen eine wesentlich jüngere Kombination von Prussia-Samländern und KTSV-ern. Alle Achtung vor solchen Männern, die schon im ersten Weltkrieg die Knochen hingehalten haben und auch jetzt noch da sind, wenn es das Vereinsinteresse verlangt. Und hier die Leichtathletik-Ergebnisse:

Männer: 100 Meter: 1. Baß VfB 13,1, 2. Kubutat KSTV 13,5. — Weitsprung: 1. Baß VfB 5,23, 2. Lappoehn VfK 5 m, 3. Krumm Asco 4,97. — Hochsprung: 1. Stritzel Asco 1,35, 2. Baß VfB 1,30 3. Lappoehn VfK 1,30. — Kugelstoßen: 1. Sprengler VfB 60,96, 2. Barkowski VfB 10,61, 3. Dr. Mehring Asco 9,04. — Diskus: 1. Barkowski VfB 38,08, 2. Albrecht Asco 25,93, 3. Dr. Mehring Asco 25,28.

Frauen: 100-Meter-Lauf: 1. Janssen Asco 14,5, 2. Kubutat KSTV 14,9, 3. Frl. Wagner Asco 14,09. — Weitsprung: 1. Janssen Asco 4,54, 2. Wagner Asco 4,11, 3. Kubutat KSTV 4,01. — Hochsprung: 1. v. Hanstein Asco 1,25, 2. Kiehr Asco 1,15, 3. Otto Asco 1,15. — Diskus: 1. Otto Asco 25,11, 2. Janssen Asco 21,40, 3. Frl. Wagner Asco 20,04.

*

Nach der sportlichen Entrostung trennten sich die Teilnehmer, um den Sonntagabend in ihren internen Vereinskreisen zu verbringen. Das 3. Jahrestreffen der Freunde des ostpreußischen Rasensports hatte damit sein Ende gefunden. Es lebe das vierte!

Helmut Wermter

Und jetzt Asco

Das nächste goldene Sportjubiläum begeht in zwei Jahren die Vereinigung Asco. Der Asco hat hierbei den Wunsch ein großes Altherren-Sportfest und ein Damen-Handballturnier durchzuführen. An diesem Altherren-Sportfest sollen vor allem alle deutschen Sportler teilnehmen, die einst in Ostpreußen in den Jahren 1920—1940 gestartet waren und an dem Damen-Handballturnier vor allem die Damen-Handballmannschaften des Endspielturniers von 1943, das waren neben den Ascofrauen, die Meisterinnen aus Kiel, Frankfurt und Berlin.

An den leichtathletischen Kämpfen sollen ferner alle die einstigen Jugendlichen teilnehmen, die 1920 in Hamburg gegen Asco im Rahmen eines deutschen leichtathletischen Jugendmehrkampfes starteten und hierbei gegen die Ascojugendlichen unterlagen.

Turnertreffen an der Porta Westfalika

Zum vierten Wiedersehenstreffen der ost- und westpreußischen Turner und Turnerinnen vom 15. bis 17. 9. 1950 in der Jugendherberge Hausberge an der Porta Westfalika, über das wir schon berichteten, liegen zahlreiche Meldungen aus allen Gegenden Deutschlands einschl. Berlin, Ostzone und Saarland vor. Folgende Heimatvereine sind dabei vertreten: Allensteiner Turnerschaft, Turngemeinde Danzig, Turn- und Fechtverein Danzig, Turn-Club Danzig, Danziger Frauen-Turn-Verein, Turnerbund Danzig-Langfuhr, Turnverein Danzig-Neufahrwasser, Turn- und Sportverein Dirschau, Elbinger Turngemeinde 1859, Männer-Turnverein Gumbinnen, Männer-Turnverein Insterburg, Königsberger Männer-Turnverein 1842, Königsberger Turn-Club, Königsberger Turner-Bund, Frauen-Turnverein Königsberg, Frauen-Turnverein Labiau, Turnverein Lichtenfeld Kr. Heiligenbeil, Männer-Turnverein Lötzen, Männer-Turnverein Lyck Männer-Turnverein Marienburg (Westpr.), Turn- und Sport-Verein Pr. Holland, Männer-Turnverein Rastenburg, Männer-Turnverein Tilsit, Zoppotter Turnverein 1890

Die Organisation liegt in Händen von Wilhelm Alm, Oldenburg (Oldb), Bloherfelderstraße 20.

Alterstreffen in Heidelberg

Ein einmaliges turnerisches Erlebnis war für alle Teilnehmer das Alterstreffen der Turner in Heidelberg vom 11.—14. 8. 1950. Neben den Altersturnwarten der Landesturnverbände, die im Rahmen einer Weihestunde am Geburtstage des Turnvaters Jahn die Grüße ihrer Landsmannschaften überbrachten, grüßte Wilhelm Alm als Sprecher der Ost- und Westpreußen mit folgenden Worten: „Durch das größte Unrecht der Weltgeschichte ihrer Heimat beraubt, müssen wir Turner und Turnerinnen der urdeutschen Provinzen Ostpreußen und Westpreußen gleich Millionen anderer Volksgenossen als Flüchtlinge eine neue Heimat und eine neue Lebensgrundlage zu gewinnen suchen. Unser Turnertum ist das beste Rüstzeug hierfür. Mit derselben turnbrüderlichen Liebe, mit der wir Euch vor 20 Jahren beim Alterstreffen der Turner in Königsberg empfangen haben, habt Ihr uns in Eure Reihen aufgenommen. Wir ost- 'und westpreußischen Turner und Turnerinnen grüßen die Festversammlung der alten Turner in der Gewißheit, daß wir durch Heidelberg alle noch enger miteinander verwachsen werden."

Die Festtage gaben einer Reihe ostvertriebener Turner und Turnerinnen Gelegenheit zu freudigem Wiedersehen und köstlichen Erinnerungsstunden.

Turnen - die Heimat der Seele

Von Wilhelm Alm

Im Strom der Millionen Flüchtlinge wurden auch die Turner Otspreußens westwärts geschwemmt. Auch sie suchen fern der Heimat, wieder Fuß zu fassen, um der Erde wenigstens die notdürftigsten Kräfte zum Fristen des Daseins abzuringen. Selbst eine wiedergewonnene Lebensgrundlage vermag in dem Kummer um die verlorene Heimat allein das innere Gleichgewicht nicht wieder herzustellen. Der „Flüchtling" vermißt am schmerzlichsten den Kreis gleichgestimmter Seelen.

Aus solcher Sehnsucht treibt es die Turner und Turnerinnen in die Turn- und Sportvereine ihrer neuen Umgebung. Auf dem Turnboden herrschte von jeher eine herzliche alle umfassende Brüderlichkeit. Der Wanderbursche, der Student, der Berufsreisende, der Urlauber, alle wußten, wenn sie Turner waren, schon immer, daß sie an jedem Ort im Turnverein freudig aufgenommen wurden und wahrhaft gleichberechtigt, „wie zu 'Hause" am turnerischen Leben und Streben teilhaben konnten. Hier fand jeder sofort eine Heimat. Wie er sich gab, so kamen ihm die Herzen der anderen entgegen.

Dieser Geist hat sich auch in den Jahren seit 1945 vielerorts bestens bewährt. Wenn um den materiellen Lastenausgleich seit Jahren geschrieben und gefeilscht wird, ohne daß bisher eine Lösung gefunden wurde, so haben die Turner den seelischen Lastenausgleich als wirkliche „Sofort"-Hilfe bereits in die Tat umgesetzt. Sehr viele ostvertriebene Turner und Turnerinnen haben die Gelegenheit wahrgenommen, sich in der „neuen" Heimat einem Turnverein wieder anzuschließen. Aus den vielen Briefen dieser Schicksalsgenossen, die ich im Laufe der Jahre bekommen habe, klingt immer wieder die fröhliche, freie, auch von mir selbst gemachte Feststellung eines raschen Verwachsens mit den altansäßigen Mitgliedern der Turngemeinschaft. Freudig haben daher auch viele Ostpreußen ihre Kraft in den Dienst der westdeutschen Vereine und Verbände gestellt und wirken mit anerkannt guten Erfolgen in den verschiedenen Ämtern als Vorturner, Lehrwarte, Verwaltungsleute usw. Freude und Befriedigung ist das Ergebnis auf beiden Seiten. Ein besonders herzliches Kameradschaftsverhältnis hat sich naturgemäß dort entwickelt, wo unsere ostpreußischen Turner mit den hiesigen zusammen in der gleichen Vereins-, Kreis-, Bezirks- oder Landesriege stehen und ihr Bestes hergeben um im friedlichen Wettkampf die Kräfte zu messen.

„Zurück zu Jahn!" ist der beste Weg voran! Heute wie schon damals in der Hasenheide gilt in der Turngemeinschaft nur der Mensch. Es gab und gibt auch heute keinen Unterschied nach Rang und Stand, nach Konfession, Geldbeutel oder politischer Einstellung. Dem Turner steht, wie es der Kulturwart des DAT Turnbruder Karl Drewes beim Deutschen Turntag Pfingsten 1950 in der Paulskirche ausdrückte: „das Vaterland am nächsten, der Menschheit am höchsten und Gott über allem."

Und auf derselben Tagung sprach Bundespräsident, Professor Heuss, wie es der beste Turnerphilosoph nicht besster in Worte hätte kleiden können, von der 'Heimat der Seele, die die Vertriebenen in den Turnvereinen fänden. Diese Heimat der Seele allen heimatlos gewordenen zu bieten, legte der Bundespräsident der neuen deutschen Turngemeinde besonders ans Herz.

Allen ost- u. westpreußischen Turnschwestern und Turnbrüdern, die noch vereinsamt stehen, empfehle ich herzlichst, Anschluß an einen Turnverein zu suchen und vor allem auch ihre Kinder den Turnvereinen zuzuführen. Unser heimatliches turnerisches Gedankengut wird dadurch nicht etwa verraten, vielmehr so am sichersten in eine hoffentlich wieder bessere Zukunft hinübergerettet.



Dr. Kurt Reicke, letzter Vorsitzender des Königsberger Turnclubs

Ostpreußischer Humor

Oma Schrödersch kommt entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit verspätet zur Kirche. Noch ganz außer Puste, tuschelt sie ihrer Nachbarin zu, wie sehr sie sich heute hat abrackern und sputen müssen, um es überhaupt noch zu schaffen. Dabei wickeln ihre Finger automatisch das Schnupftuch aus, erst das übliche Resedazweiglein und dann — „Aower Noawersch", unterbricht die Nachbarin Oma Schrödersch's Getuschel. „Du hest joa e Stück Speck önne Schnuuwdook!" — „Achottke nee", stöhnt Oma Schrödersch, „denn hebb eck doch dem Gesangbook önne Arfte geschmeete!"

*

Der Herr Landrat ist im Gemeindeamt zu wichtigen Besprechungen. Immer neue Fragen tauchen auf, die durchgesprochen werden müssen. Stunde um Stunde verrinnt und mittlerweile wird es Mittag. Dem Schulzen knurrt der Magen und er erlaubt sich, den hohen Herrn zum Mittagessen einzuladen. Die Frau Schulzin deckt mit ihrem feinsten Leinen, stellt das gute Porzellan aus dem Glasschrank auf, das sonst nur zu Hochzeiten und Begräbnissen hervorgeholt wird, und tischt auf das appetitlichste auf, was Küche und Keller hergeben. Der hohe Gast reibt sich mit vergnügtem Schmunzeln die Hände, als er sich an der fertiggedeckten Tafel niederläßt, entfaltet die schneeweiße Serviette und stellt dabei fest: „Aber liebe Frau Sch., Sie haben ja für Ihren Mann die Serviette vergessen!" Darauf die Frau Schulzin mit überlegen-lächelndem Kopfschütteln: „Hei bekleckert seck nich!"

Dem deutschen Dichter

Ernst Wiechert

unserem Ehrenmitglied

geb. am 18. Mai 1887 in der ostpreußischen Försterei Kleinort in den Wäldern unserer Heimat, gest. am 24. August 1950, widmen wir in Liebe und Treue zu seinem Werk diesen Nachruf:

„Ruhe allen Schlafenden und Friede allen Toten!"

„. . . und wir wissen nicht, was Gott noch vorhat mit diesem Sand von Sowirog."
(Jeromin-Kinder)

Ostpreußen-Bund in Bayern e.V.
Kreisverband Wolfratshausen
i. A. Dr. Schlusnus

Heute früh verschied nach kurzer Krankheit im 71. Lebensjahr mein geliebter Mann, unser guter Vater, Schwiegervater und Großvater

Dr. med. Max Gentzen

Landesrat i. R.

Charlotte Gentzen geb. Ehlers
Dr. med. Gustav Gentzen
Brunhild Gentzen geb. Häuer
Friedrich Gentzen
Frieda Gentzen geb. v. d. Trenck
und vier Enkelkinder

Lübeck, den 2. August 1950
Körnerstraße 24.

✝

Frank Mecklenburg

geb. 8. 10. 1925 in Königsberg, (Pr.), gefallen 22. 8. 1944 in den Karpathen.

Wir trauern um ihn, wie um seinen ihm vorangegangenen Bruder

Rolf

(1) Berlin-Zehlendorf, Brettnacherstr. 27, am 22. Aug. 1950.

Paul Mecklenburg
Gertrude Mecklenburg-Romeike
Bernd Mecklenburg

SUCHANZEIGEN

Paul Pawlowski, Schneidermstr., geb. 10. 8. 92, Kbg., Donauerstr. 1a, zuletzt b. Heeres-Bekleidungsamt, Abt. Abnahme. Wer kann Ausk. üb. seinen Verbleib geben? Nachr. an Margar. Pawlowski, Gartenberg 15 über Wolfratshausen b. München, Obb.

Bruno Eichler u. Frau aus Danzig, Theaterpl. 20, ges. v. Gerhard Jeykowsky, fr. Kbg., Fasanenstr. 10, jetzt Landshut, Bay., Neustadt 519.

Studienrat Alfr. Eisenack, Kbg., Maraunenhof, Lönsstr. wird ges. von Dr. Raffel, 20a, Ebstorf, Kr. Uelzen.

Königsberger Yorck-Lazarett! Erbitte jetzige Anschrift: Sigurd Claassen, 14a, Schorndorf, Lange Str. 20.

Wer kann Auskunft erteilen über Frau Herta Sprenger, geb. Daegling, geb. 6. 12. 19 sowie über Kind und Mutter? Soll in der Feldscheune Gut Sieckenhöfen, Krs. Samland am 3. 2. 45 ums Leben gekommen sein. Nachr. erb. an den Verlag.

Adolf Clemens, pens. Reg.-Beamter, geb. 12. 8. 64, Kgb., Nollendorfstr. 7. Wer weiß etwas über d. Verbleib meines Vaters? Nachr. erb. an Charlotte Clemens, Düsseldorf, Sternstr. 8-10.

Fam. Karl Unruh, fr. Kgb., Hintertragheim 30 und **Fritz Naujoks** v. d. Standortvermittlung Gumbinnen wird gesucht v. Liselotte Konrodat, Herbergen b. Essen i. Oldenburg.

Gesucht wird: **Otto Krause,** Kgb. Ponarth, Dreysestr. 13, wurde Mitte Jan. 45 b. Volksst. eingesetzt, ferner die Gefolgschaftsmitglieder d. **Fa. Carl Jarzembowski,** Kgb., Knochenstr. 38 sowie die Anschrift d. **Kgb. Baugenossenschaft,** Am Schloß 2. Nachr. an Ernst Wolter, 20a, Celle, Spangenbergstr. 35.

Alpenverein Königsberg Pr. Die Mitgl. der ehem. Sektion Kgb. des Deutschen Alpenvereins werden gebeten, ihr Anschrift baldigst d. letzten Vors. der Sektion Oberlandesgerichtsrat i. R. Zippel in (20b) Göttingen, Reinhäuser Landstr. 51, mitzuteilen.

Rohloff, Margarethe geb. Neumann, Hauptlehrer-Witwe, zuletzt wohnh. in Tannenwalde b. Kgb. (Pr.), wurde nach russ. Besetzung im März 45 noch in Kgb. gesehen. Wer kann irgendeine Auskunft üb. ihren Verbleib geben? Nachr. erb. an Walter Rohloff — (17a) Karlsruhe, Nebeniusstr. 15.

Gollücke, Josef. 60 J. alt, zuletzt wohnh. in Kgb. (Pr.), Vorderlomse 1a bzw. Georgstr 34, mußte bei der Flucht seiner Angeh. (Ende Febr. 45) als Volkssturmverpflichteter in Kgb. bleiben. Wer war mit ihm zusammen und kann Auskunft üb. seinen Verbleib geben? Nachr. erb. Maria Gollücke bei Rohloff in (17a) Karlsruhe, Nebeniusstr. 15.

Walter Lickfett, Landwirt verwaltete während des Krieges das Gut Rhein, Kreis Osterode, das Herrn Hptm. Rogalla gehörte. Am 7. 2. 45 von den Russen verschleppt, seitdem ohne jede Nachricht. Jede Nachricht erbeten an Frau A. Lickfett, Berlin-Steglitz, Lepsiusstraße 59, ptr.

Lisbeth Rehberg, Letchneu, Kr. Labiau, **Emmy Volke,** Königsberg Pr., Rosenauer Straße 41, **Willy Radtke,** Königsberg Pr., Nachtigallensteig 14, **von Rakuttis,** Guttstadt, gesucht von E. Müller, (13a) Parsberg, Oberpfalz, Kirchberg 40

Joachim Fischer, Wachtm., geb. 9. 12. 15 in Heilsberg, b. Ende Jan. 45 b. Ausb.-Kommando A I in Kbg. (schw. Flak), der Verteidigung Kbgs. zugeteilt. Letzte Feldpostnr. L 60121 v. 3. 3. 45. Seitdem keine Nachricht. Landwirt von Beruf, Heimatort: Gut Barrücken, Post Drugehnen. Wo sind seine Kameraden v. Ausb.-Komm. A I geblieben? Ausk. über Verbleib m. Mannes erb. an Ursula Fischer, Loewensen 81 b. Bad Pyrmont.

Gustav Bartel, geb. 29. 9. 93 aus Kbg., Friesestr. 16, ges. v. Frieda Bartel, 14b Urach/Wttbg., Friedensstr. 2—4.

Willi Koch, geb. 18. 1. 14 in Eichendorf, Kr. Johannisburg. Letzte Nachr. 8. 8. 44 aus Pisino, Feldpostnr. L. 61978 e. Nach Aussagen von Kameraden ist er im April 45 östl. Triest beim Rückzug üb. Po-Adria gesehen worden. Nachr. an Marie Koch, Sümmern 135, Krs. Iserlohn üb. Schwerte (Ruhr).

Samlandkämpfer! Balduhn, Hermann, Feldpostnr. 22522 E, geb. 30. 9. 06 Wilhelmrode, Kr. Labiau, Nachr. erb. W. Grigereit, Darmstadt-Hessen, Land II, Weidterstädterstr.

Frau Frieda Grentsch, geb. 7. 11.

landweg 19 (b. 1945). **Fritz Grentsch** und seine Ehefrau Frieda geb. Philipp, Kbg., Samlandweg 19. Nachr. erbeten an Emil Staedler, Berl.-Zehlendorf, Am Wieselbau 25

Wer kann Auskunft geben über **Willy Wenskat,** geb 26. 5. 92, Einkäufer u. Abt.-Leiter der Firma Siebert, zuletzt gesehen im Gefängnis in Kbg. u. Stablack. Nachricht erbet. an H. Wenskat, Mühlhausen/Thür., Bahnhofstr. 21b bei Olbrisch.

Wischnat, Hans, Johanna u. Ida, fr. Wiebenfeld, Krs. Ebenrode, letzte Nachr. aus Uderwangen b. Kbg., ges. von Rud. Wischnat, Geinsheim, (Pf.), Neuer Weg 213½.

Emil Stachel, geb. 8. 10. 74 und Tochter Erna, geb. 1. 8. 20 werden gesucht v. Lina Stachel. Nachr. an Käthe Bohr, 19 Hoym/Anh. üb. Aschersleben, Beidscheidstr. 4.

Martin Smolinski, geb. 10. 11. 03 ges. v. Erika Reinhardt, Weilheim/Hohenz., Kr. Hechingen.

Frau Luttge, 1946 nach Westdeutschland gekommen mit Nachr. für mich, wird ges. von Lisa Wosegien, Mainz, Frauenlobstraße 24.

Wer kann Nachricht geben über das Schicksal meiner Schwester **Anna Ruppscheit,** geb. 5. 1. 07 in Essen/Ruhr u. Kind Klaus-Willi Ruppscheid geb. 28. 2. 44 in Insterburg. Letzter Aufenthalt Drosedow (Siedlung), Kr. Kolberg. Letzte Nachr. 6. 6. 45 aus Pommern. Heimatanschrift: Wiepenheide, Kr. Labiau, ges. v. Helene Stöllger, 16, Eddersheim, Okriftelerstr. 11, Kr. Main-Taunus.

Kbg. Ärzte: Obermedizinalrat **Dr. Jankowski** u. **Dr. Plorin,** zuletzt Leiter des Roten Kreuzes, **Farrensteiner,** taubst. Dentist, **Gaertz,** Bürovorsteher, ges. von Martin Raabe, Berlin W 15, Pariser Str. 15

Helmut Perlowski, Feldw. der Feldpostnr. 15858, in Zinten in russ. Gefangenschaft gekommen. Nachr. erbet. an Lehrer Kurt Perlowski, Egels 32, Kreis Aurich Ostfr.

Lehrer Kurt Friedrichsdorf, Valeska Friedrichsdorf geb. Frass, **Werner** und **Inge** Friedrichsdorf, zuletzt wohnh. Graudenz, Westpr., General-v.-Both-Str. 56, Nachr. erb. an Kurt Perlowsky, Egels, Kr. Aurich.

Otto Raeder, Uffz., geb. 27. 10. 96 in Bärenbach, Kr. Schloßberg. Am 25. 2. 45 in Stolp gewesen, von dort angeblich nach Danzig-Langfuhr. Nachr. erb. an M. Raeder, Tierstein b. Rottweil a. V.

Achtung! Wer kann Nachr. über meinen Sohn geben, Soldat **Willy Dadd,** geb. 22. 2. 26 in Kl. Hubnicken b. Palmnicken. Letzte Nachr. Dez. 44 a. Warschau. Nachr. erbeten an Gustav Dadd, Ostermoor, Altenkoog/Holst.

Dipl.-Ing. Willy Hans Noske, Kbg., Wildenbruchstr. 12, wurde im April in oder bei Kbg. gefangen und befand sich dann in Jelabuga b. Moskau bis Sommer 46. Seitdem fehlt jede Spur. Nachr. erbeten an Frau M. Noske, Winterthur (Schweiz), Anton-Graff-Str. 45.

Fischbacher. Werner, Dipl.-Landw., geb. 19. 9. 03 Kbg., Hauptzugf. v. Volksst. Kampfgruppe West C, 4. Komp., war im Mai 45 im Gef.-Lager Stablack. Für jede Mitt. dankbar: Edith Fischbacher, 23 Melle, Waldstr. 28.

Frida Fahl geb. Kösling, Kgb., Hans Saganstr. 37 oder Verwandte, **Erna Katzmierszack,** geb. Neumann, Kgb., Lieper Weg oder Sackh. Hinterstr. 62 ges v. Charl. Wolter geb. Lange, 20a, Celle, Spangenbergerstr. 35.

Suchanzeigen kostenlos

Von allen Beziehern der Ostpreußen-Warte, die noch immer im Ungewissen über das Schicksal ihrer nächsten Angehörigen sind, nehmen wir Suchanzeigen kostenlos auf. Wir wollen in unserem bescheidenen Rahmen mit dazu beitragen, Aufklärung über den Verbleib unserer vermißten Landsleute zu schaffen.

Mit Rücksicht auf die Fülle der bei uns eingehenden Suchanzeigen bitten wir, den Text möglichst kurz zu halten. — Unsere Leser bitten wir ferner, etwaige Nachrichten oder Hinweise unverzüglich an die Suchenden mitzuteilen.

Elchland-Verlag, Anzeigen-Abteilung

„Mein Ermland will ich ehren . . ."

Mein Ermland will ich ehren,
Solang ich leb' und bin.
Die Äcker sind voll Ähren,
Die Wiesen sind so grün.
Und durch die Blumenau
Wallt's Flüßlein, himmelblau,
Mein Ermland will ich ehren,
So lang ich leb und bin.

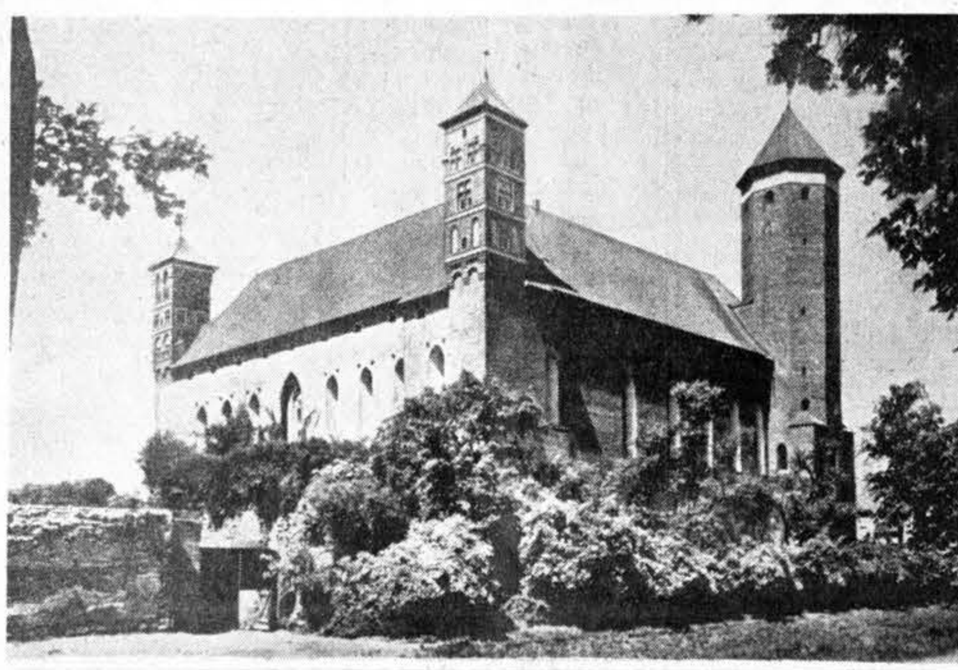
Mein Ermland will ich preisen,
Wo ich auch immer bin
Mein Leben soll beweisen,
Daß ich Ermländer bin.
Will bleiben fromm und gut,
Bewahren frohen Mut
Mein Ermland will ich preisen,
Wo ich auch immer bin.

Mein Ermland will ich lieben,
Ihm sei mein Herz geweiht.
Hier ist es noch geblieben
Wie zu der Väter Zeit
Hier gilt noch Sitt' und Treu,
Nicht Trug, noch Heuchelei.
Mein Ermland will ich lieben.
Ihm sei mein Herz geweiht.

Julius Pohl



Die Wallfahrtskirche von Heiligelinde Aufn.: GWD-Foto-Kunst



Heilsberg. Hochschloß

Mitten im protestantischen Ostpreußen lag in früheren Jahrhunderten wie eine Insel im Ozean ein rein katholischer Landstrich, das Ermland (d. s. die vier landrätlichen Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rössel und Allenstein) Bis zum Ende seiner staatlichen Selbständigkeit im Jahre 1772 hatten die Protestanten hier, um einmal Ausdrücke zu gebrauchen, die uns Flüchtlingen sehr geläufig geworden sind, nur „Aufenthaltsgenehmigung", aber keinen „Zuzug" Sie mußten daher wenigstens einmal im Jahre, wenn auch nur für kurze Zeit, ihren Aufenthalt unterbrechen. Da reisten sie dann ins benachbarte Herzogtum Preußen, also ins Ausland, vielfach nach dem nächstgelegenen Städtchen Zinten, von dem ja deshalb bis in die jüngste Vergangenheit die Redensart ging: „Zinten ist Ausland".

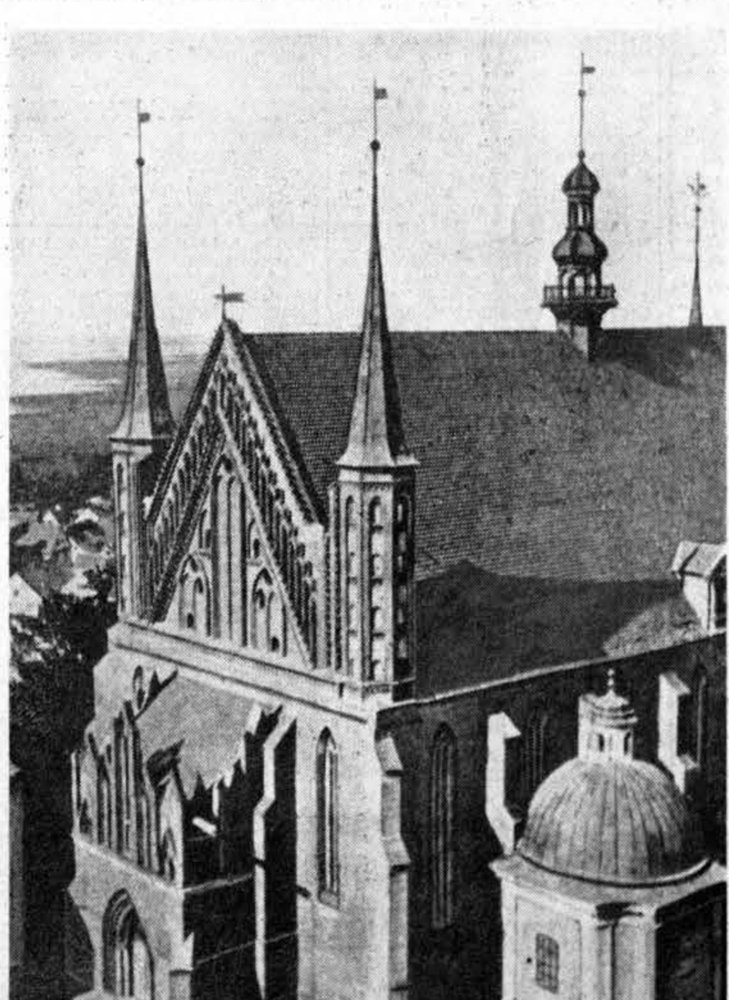
Auch nachdem 1772 das Ermland in das übrige Ostpreußen eingegliedert worden war, hat die katholische Sonderstellung dieses Landstriches keine wesentliche Änderung erfahren, denn trotz der neuzeitlichen Freizügigkeit blieb hier im Grunde der katholische Anteil der Bevölkerung — auf dem flachen Lande waren es zuletzt noch mehr als 95 Prozent, in den Städten rund 80—85 Prozent, nur in Allenstein etwa 70 Prozent. — so stark, daß man gemessen an heutigen Begriffen, das Ermland bis zuletzt als ein geschlossenes katholisches Gebiet bezeichnen konnte.

Der ausgesprochen katholische Charakter des Ermlandes war letzten Endes das Ergebnis der staatsrechtlichen Sonderstellung, die dieser Landstrich innerhalb des ostpreußischen Raumes schon sehr bald nach seinem Eintritt in die Geschichte eingenommen hat. Erst wenige Jahrzehnte war es her seitdem der deutsche Ritterorden das Land der heidnischen Preußen zwischen der unteren Weichsel und der unteren Memel überhaupt erst dem christlich — abendländischen Kulturkreis endgültig einzufügen begonnen hatte. Kaum 20 Jahre später ist dann das Fürstbistum Ermland als selbständiges Staatswesen gegründet worden, in dem Zeitpunkt nämlich, wo der ermländische Bischof Anselm sich am 27. April 1251 den mittleren Teil seiner Diözese als weltlichen Herrschaftsbereich ausgewählt hatte. Da indessen bereits Bischof Anselm ein Drittel seines eigenen Landgebietes wiederum dem ermländischen Domkapitel mit den gleichen Hoheitsrechten abgetreten hatte, gab es im Fürstbistum Ermland bis Ende seiner staatlichen Selbständigkeit zwei Staatsgewalten nebeneinander: den jeweiligen Bischof und für die Bezirke um Frauenburg, Mehlsack und Allenstein das Frauenburger Domkapitel. Beide Landesherren haben von Anbeginn einen ganz wesentlichen Einfluß auf ihre Untertanen ausgeübt, sowohl auf ihre Zusammensetzung und Besitzverteilung wie auch auf die geistige Haltung der Bevölkerung.

Dieser Tatsache ist es zuzuschreiben, daß die Ermländer auch im Zeitalter der Reformation der katholischen Kirche die Treue gehalten haben. Während die übrigen Landesherren Ostpreußens, allen voran der letzte Hochmeister des Deutschordens, Albrecht von Hohenzollern, in ihrem Machtbereich die lutherische Lehre durch behördliche Anordnung eingeführt hatten, haben auf der anderen Seite die Bischöfe Mauritius Ferber und Stanislaus Hosius durch energische Abwehrmaßnahmen den Bestand des katholischen Bekenntnisses im Ermland ein für allemal gesichert.

So schien es uns wenigstens, bis dann rund vier Jahrhunderte später mit einem einzigen Schlage alles anders wurde, bis die gesamte bisherige Lebensgrundlage des ermländischen Volkes durch die furchtbare Katastrophe des Jahres 1945 radikal ausgelöscht worden ist. Von den mehr als 270 000 Menschen, die 1945 das alte Ermland bewohnten, dürften etwa 170 000 in Restdeutschland Aufnahme gefunden haben; freilich sind sie auf unzählige Ortschaften in allen vier Zonen verstreut. In größerer Zahl findet man heute Ermländer vor allem in den nördlichen Teilen Deutschlands, in Mecklenburg, Schleswig-Holstein und Niedersachsen. Je weiter man nach Süden kommt, desto mehr verebbt die Woge, desto geringer wird der Anteil der Ermländer.

Entnommen dem Ermländischen Hauskalender 1950 — Aufsatz: „Wo die Ermländer herstammen" von Hans Schmauch.



Der Dom von Frauenburg

Im 14. Jahrhundert erbaut, war das wuchtige Backsteinbauwerk die Wirkungsstätte von Nikolaus Kopernikus, der hier sein weltumwälzendes Werk „De revolutionibus orbium coelestium" schrieb. Armselig war seine Sternwarte im Kopernikusturm, unbekannt ist seine Grabstätte im Dom geblieben, aber ewig lebt sein Werk aus weltumspannenden Geist. (Archiv Heimatbild)

FRAUENBURG / Von Agnes Miegel

Eine der schönsten Elegien der ostpreußischen Dichterin

Ich blick vom hohen Uferberg
weit übers frische Haff hinaus,
unserer Lieben Frauen Burg,
im ganzen Land ihr schönstes Haus!
Ich funkel von dem Hügelstrand
aus meiner spitzen Türmlein Kranz,
wie aus des frommen Priesters Hand
die sonnenstrahlende Monstranz.
Zum Norden dunkelt grün wie Moos
die Kiefer aus dem Heidetal,
nach Süden rauscht silbern und hoch
der säulenhelle Buchensaal.
Im Hafen ruht von Fahrt und Fang
behaglich schaukelnd Boot an Boot.
Ein Garten ist der Wiesenhang,
so bleichplatzgrün, so kirschenrot!
Über der Hügel Laubgewind
wie Beeren glüht mein rotes Kleid
und breitet seinen Saum so lind
über des Städtchens Traulichkeit.
Der Himmel ist selig blau,
so blau wie Nehrungswald und Flut,
als ob der Mantel Unsrer Frau,
der golddurchwirkte, drüber ruht!
Wehrhafter Wächter späht vom Wald
abseits der Glockenturm hinab.
Es kündet seiner Glocken Schall:
gut wohnt sich's unterm Hirtenstab!
Im Domhof bei dem Kurienhaus
von eines andern Turmes Wacht,
ein anderer Wächter sah hinaus
in sternenklarer Winternacht:
Kopernikus, mein größter Sohn!
Und als der Morgen stieg herauf,
er sprach, ein zweiter Josua:
„Sonne, steh still in deinem Lauf!"
Des Turmes zarte Galerie,
die Bücher drin er sinnend las,
Schrift, die er schrieb — wo blieben sie?
Wie kam's, daß man sein Grab vergaß?
Ach, Feindes- und Hussitengreul
und Bruderhaß und Schwedennot
und aller Kriegswut Schlangenknäul
hat schäumend dieses Haus bedroht.
Bei Wisby an dem roten Kliff
klagt noch aus tiefem Meeresgrund,
aus dem gesunkenen Räuberschiff
geweihter Glocken heil'ger Mund.
Doch heut noch wie zu jener Zeit
prangt meines bunten Giebels Glanz
und trägt der Türme Zierlichkeit
und festlichen Arkadenkranz.
Durch Vorbau noch und durch Portal,
den friesgekrönten Vorhof zieht
zu meinem hellen Pfeilersaal
Herde und Hirt mit frommem Lied.
Noch wandert durch den Hallengang,
wie ihrer Domherrn Prozession,
geschmückter Altäre Lobgesang
bei Segensspruch und Orgelton.
Noch spannt sich hoch und bogenbunt
des Sterngewölbes Himmelsbild,
zu dem aus dunklem Fliesengrund
Gebet wie duftender Weihrauch quillt
Und aus dem Säulenwalde fern
am Frühaltar lischt Licht an Licht.
So bleicht im Nebel Stern an Stern,
wenn über Feld der Tag anbricht.
Und über der andächtigen Schar
der Betenden im braunen Chor
hebt marmorhell der Hochaltar
engelumrauscht sein Morgentor!
Ich blick vom hohen Uferrand
weit übers Haff im Frühlingsglanz.
Es funkelt bis zum Nehrungsstrand
auf meinem Haupt der Türme Kranz.
Es weht der frische Morgenwind,
im Haff die bunten Segel stehn.
So werden Kind und Kindeskind
von diesem grünen Ufer sehn.
Und ist versiegt des Haffes Flut,
des Töpfers Ofen ausgebrannt, —
wir bleiben deiner Fischlein Brut,
wir bleiben Ton in deiner Hand!
Wir bleiben Kinder, die vom Strand
verspielt nach fremden Segeln sehn
und die an ihrer Mutter Hand
müde am Abend heimwärts gehn!

Aus „Schöne verlorene Heimat" Stimmen ostdeutscher Dichter. Herausgeber Erwin Volker